



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

Zur funktionalen Dimension der Sprachvariation im Ein-Personen-Stück

„Der Herr Karl“

Eine sozialhistorisch akzentuierte soziolinguistische
Untersuchung

verfasst von / submitted by

Mario Maierhofer

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magister der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, 2020 / Vienna, 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 190 333 313

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

UF Deutsch / UF Geschichte, Sozialkunde und
Politische Bildung

Betreut von / Supervisor

PD Mag. Dr. Manfred Glauninger

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich mich besonders bei meinem Betreuer Dr. Mag. Manfred Michael Glauninger bedanken, der mich auf das Thema dieser Arbeit aufmerksam gemacht und mich über den gesamten Zeitraum meines Schreibprozesses durch wertvolle Hinweise und Tipps unterstützt hat. In diesem Zusammenhang möchte ich auch den kontinuierlichen Kontakt hervorheben und mich für die Zeit und Mühen, die Sie in meine Arbeit investiert haben, bedanken.

Meinen Eltern möchte ich dafür danken, dass sie mir mein Studium durch ihre Unterstützung ermöglicht haben und stets ein offenes Ohr für mich hatten. Ebenso gilt dieser Dank meinem Bruder Andreas.

Ein großer Dank gebührt auch Ferdinand und Lena, die mich während meiner Studienzeit besonders unterstützt und, so wie meine Lebensgefährtin, meinen Sohn in Zeiten meiner durch Prüfungen und Schreibprozesse bedingten Abwesenheiten betreut haben.

Schließlich gebührt ein besonderer Dank meiner Lebensgefährtin Nina und meinem Sohn Florian, ohne die diese Arbeit nicht hätte entstehen können und auf deren Unterstützung jeglicher Art und Motivation ich über meine gesamte Studiendauer zählen konnte.

Inhalt

1.	Einleitung	7
1.1	Untersuchungsgegenstand.....	8
1.2	Forschungsfrage.....	8
1.3	Forschungsstand	9
2.	Theoretischer Rahmen	11
2.1	Zu den Autoren (Helmut Qualtinger und Carl Merz).....	11
2.1.1	Kurzbiographie beider Autoren	11
2.1.2	Qualtingers Herkunft und Leben.....	16
2.1.3	Das Leben von Carl Merz.....	18
2.1.4	„Namenloses Ensemble“ (1952–1961).....	20
2.2	Inhalt und Thematik des Herrn Karl.....	21
2.3	Historischer Kontext	25
2.3.1	Die österreichische Gesellschaft in der Zwischenkriegszeit (1918–1939).....	25
2.3.1.1	Der Justizpalastbrand und seine Folgen (1927).....	26
2.3.1.2	Austrofaschistischer Ständestaat (1934–1938).....	28
2.3.1.3	Der „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich (1938)	30
2.3.2	Ende des Zweiten Weltkrieges und Besatzungszeit (1945–1955).....	31
2.3.3	Der Staatsvertrag (1955).....	33
2.3.4	Der Umgang mit der Vergangenheit in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft.....	33
2.3.4.1	Der Opfermythos.....	34
2.3.4.2	Das Österreichbewusstsein nach 1945 / Identität, Sprache und Nation.....	36
2.4	Rezeptionsgeschichtliche Aspekte des Herrn Karl.....	39
2.4.1	Die Uraufführung des Herrn Karl im Fernsehen 1961	39
2.4.2	Erste Reaktionen.....	39
2.4.3	Die Popularität des Herrn Karl	42
2.4.4	Adaptionen des Herrn Karl	43
3.	Sprachwissenschaftliche Perspektive	45
3.1	Zur sozialen Bedeutung der Sprachvariation.....	45
3.2	Die kommunikativen Funktionen des Dialektes	47
3.3	Sprachbasierte Indexikalität.....	49
3.4	Kontext und Kontextualisierung	50
3.4.1	Kontextualisierungshinweise	51
3.4.2	Möglichkeiten bei der Analyse von Kontextualisierungen nach Peter Auer	52

4. Soziolinguistische Untersuchung	55
4.1 Auswahl der Textfassung und der Textstellen für die Analyse des Herrn Karl	55
4.2 Repräsentation der Sprachvariation im Herrn Karl	58
4.2.1 Phonologische Merkmale	58
4.2.2 Lexikalische Merkmale	59
4.2.3 Diminutive.....	61
4.3 Analyse	63
4.3.1 Textstelle 1 / Kontextualisierungshinweise und mögliche Schemata	63
4.3.1.1 Funktionen der Sprachvariation	66
4.3.1.2 Erzeugte Kontextualisierungen	67
4.3.1.3 Bezug zum historischen Kontext	68
4.3.1.4 Ergebnisse.....	71
4.3.2 Textstelle 2 / Kontextualisierungshinweise und mögliche Schemata	72
4.3.2.1 Funktionen der Sprachvariation	75
4.3.2.2 Erzeugte Kontextualisierungen	76
4.3.2.3 Bezug zum historischen Kontext	77
4.3.2.4 Ergebnisse.....	78
4.3.3 Textstelle 3 / Kontextualisierungshinweise und mögliche Schemata	80
4.3.3.1 Funktionen der Sprachvariation	82
4.3.3.2 Erzeugte Kontextualisierungen	84
4.3.3.3 Bezug zum historischen Kontext	85
4.3.3.4 Ergebnisse.....	85
4.3.4. Textstelle 4 / Kontextualisierungshinweise und mögliche Schemata	87
4.3.4.1 Funktionen der Sprachvariation	89
4.3.4.2 Erzeugte Kontextualisierungen	90
4.3.4.3 Bezug zum historischen Kontext	92
4.3.4.4 Ergebnisse.....	93
4.3.5 Zusammenfassung der Ergebnisse	94
5. Conclusio	96
6. Bibliografie.....	98
7. Anhang	106
8. Abstract	109

1. Einleitung

Wohl kaum ein anderes Werk in der Geschichte der Zweiten Österreichischen Republik – nicht einmal Thomas Bernhards „Heldenplatz“ – hat so viel Aufschrei und Protest nach sich gezogen wie „Der Herr Karl“. Der Kritiker Hans Weigl beschrieb dieses Stück seinerzeit mit den Worten: „Man hatte einem bestimmten Typus auf die Zehen treten wollen, und eine ganze Nation schrie: Au!“ (zitiert nach Kühn 2003: 93)

Helmut Qualtinger und Carl Merz schufen diese Figur des typischen Wiener Opportunisten im Hinblick auf die gesellschaftlichen und politischen Widersprüche einer vom Zweiten Weltkrieg gezeichneten Gesellschaft, die im Kontext der Nachkriegszeit einen neuen selbständigen Staat und eine Nation auf der Basis eines Mythos gründete. Das Ein-Personen-Stück, welches als innerer Monolog aufgebaut ist, bringt dabei die dunkelsten Gedanken der Österreicher/innen, welche im kollektiven Bewusstsein ausgeblendet wurden, zum Vorschein. (Vgl. Merz / Qualtinger 1962: 28–34)

Die vorliegende Diplomarbeit versucht unter Berücksichtigung des sozialhistorischen Kontextes das Werk „Der Herr Karl“ im Hinblick auf sprachbasierte Kontextualisierungen zu untersuchen. Den theoretischen Rahmen bilden dabei die soziolinguistische Kontextualisierungstheorie nach Peter Auer (1986) sowie die Bezugnahme auf die sprachbasierte Indexikalität.

Zunächst muss dafür im ersten Teil dieser Arbeit eine historisch fundierte Darstellung in Bezug zum Werk geleistet werden. Als allgemeiner Input zum Thema wird im Kapitel 2 ein knappes Porträt beider Autoren nachgezeichnet und es werden die wichtigsten Aspekte, die sich aus der Zusammenarbeit ergeben haben, vorgestellt.

Danach soll auch noch kurz auf den Inhalt und die Thematik des „Herrn Karl“ verwiesen werden, bevor im Anschluss daran eine sozialhistorische Auseinandersetzung erfolgt. Dabei werden alle historischen Dimensionen bzw. Ereignisse, welche im Stück angesprochen werden mithilfe geschichtswissenschaftlicher Forschungsliteratur aufgearbeitet. Auch Grundlagen der Geschichte der Zweiten Österreichischen Republik sollen vor allem in ihren Anfängen bis zur Uraufführung des Herrn Karl im Jahr 1961 berücksichtigt werden. Der mittlere Teil vorliegender Arbeit dient dazu, sich mit den entsprechenden sprachwissenschaftlichen Aspekten theoretisch zu befassen, um sie dann für die Analyse im letzten Teil applizieren zu können.

Dabei soll auch die Kontextualisierungstheorie nach Auer im Allgemeinen beschrieben werden, um einige Aspekte dieser Theorie auf das Werk „Der Herr Karl“ zu applizieren. Bei der Analyse werden insbesondere vier Textstellen aus der Textfassung des „Herrn Karl“ herausgenommen und auf Basis der Kontextualisierungstheorie untersucht. Zum Schluss sollen alle Ergebnisse zusammengefasst und im letzten Kapitel die gesamte Arbeit resümiert werden.

1.1 Untersuchungsgegenstand

Den Untersuchungsgegenstand bilden Aspekte der Funktionalität der „sozialen Bedeutung“ der Variation der deutschen Sprache in „Der Herr Karl“ unter Heranziehung der schriftlichen Textfassung. (s. Merz / Qualtinger 1962) Dabei soll unter den sprachwissenschaftlichen Aspekten im Kapitel 3 die soziale Bedeutung der Sprachvariation theoretisch aufgearbeitet werden. Die ausgewählten Aspekte dieser linguistischen Perspektive werden dann auf die entsprechenden Textstellen angewendet und interpretiert.

1.2 Forschungsfrage

In dieser Arbeit soll vor allem zwei Forschungsfragen nachgegangen werden.

1. Welche soziale Bedeutung reflektiert die Variation der deutschen Sprache in „Der Herr Karl“ und welche Kontextualisierungen werden dadurch generiert? Welche Funktionen werden damit intendiert?
2. Welche Bezüge zeigen sich dabei hinsichtlich der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit der historischen Vergangenheit im Österreich der Nachkriegszeit?

1.3 Forschungsstand

Es gibt eine Vielzahl von Auseinandersetzungen mit dem Werk „Der Herr Karl“, welche sich aber hauptsächlich nicht der Funktion der Sprache widmen. In sehr vielen wissenschaftlichen Betrachtungen wird „Der Herr Karl“ vor allem im Hinblick auf die Wirkungsgeschichte als Skandalstück untersucht. (Vgl. Sahliger 2002) Ebenso gibt es Forschungen zum Thema „Theater als historische Quelle“, in denen Qualtingers Werk herangezogen wird. (Vgl. Hofmann 1976)

Auch wurde „Der Herr Karl“ im Rahmen kunsthistorischer Forschungen untersucht sowie für die Theaterwissenschaften Untersuchungsgegenstand. In unterschiedlichen literaturwissenschaftlichen Forschungen wurde der Fokus auf die Rezeptionsästhetik gelegt. In den meisten dieser wissenschaftlichen Publikationen spielt die sprachliche Analyse keine oder nur eine untergeordnete Rolle. Eine Analyse auf Basis der soziolinguistischen Kontextualisierungstheorie, ist bisher offenbar ausgeblieben.

Zu den Personen Qualtinger und Merz gibt es unzählige Porträts und biographische Daten, worunter vor allem die Arbeit von Gunna Wendt über Qualtingers Leben als besonders umfangreiche Biografie (vgl. Wendt 1999) zu nennen ist. Zur Person Carl Merz gibt es unter anderem eine sehr umfangreiche Dissertation in zwei Bänden. (Vgl. Gleitsmann 1987)

Für die sozialhistorische Auseinandersetzung mit dem „Herrn Karl“ im Rahmen vorliegender Arbeit können unzählige Werke als Quelle aufgezählt werden, die sich mit der österreichischen Geschichte auseinandersetzen. Besonders erwähnenswert ist zur österreichischen Nationalgeschichte Kriechbaumer (1998). Auch Vocolka (2009) gibt einen guten Überblick über die österreichische Geschichte.

Aus der theoretischen Sicht für die Erklärung sprachwissenschaftlicher Aspekte ist Löffler (2010) hervorzuheben. Zur Kontextualisierungstheorie haben vor allem Gumperz und Auer wichtige Arbeiten vorgelegt. (s. Auer 1986 und Auer / Di Luzio 1991)

Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive hat Krangler (2006) das Werk „Der Herr Karl“ unter qualitativer Auswertung der österreichischen Tageszeitungen, hinsichtlich des „Medienechos“ untersucht.

Aus literatur- und geschichtswissenschaftlicher Perspektive kann besonders auf Rehberger (1998) hingewiesen werden. Diese Arbeit behandelt das Thema „Vergangenheitsbewältigung“ in ausgewählten Texten der österreichischen Literatur der 1960er Jahre. (Vgl. Rehberger 1998)

In den Theaterwissenschaften kann unter anderem die Dissertation über die Sprach- und Körpermasken des „Herrn Karl“ von Anita Weiß-Gänger hervorgehoben werden. (Vgl. Weiß-Gänger 1988) Schließlich können aus sprachwissenschaftlicher Perspektive vor allem zwei Arbeiten genannt werden. Einerseits Kubacek (1989), wo der „Herr Karl“ unter allgemeinen Aspekten der Sprachwissenschaft beleuchtet wird und andererseits Prokopp (2017), eine Arbeit, die sich mit den Kabaretttexten der 1950er und 1960er Jahre unter Berücksichtigung der sprachbasierten Indexikalität auseinandersetzt.

2. Theoretischer Rahmen

2.1 Zu den Autoren (Helmut Qualtinger und Carl Merz)

2.1.1 Kurzbiographie beider Autoren

	Helmut Qualtinger		Carl Merz
8.10.1928	Als Sohn von Friedrich und Ida Qualtinger in Wien geboren. (Vgl. Horowitz 1996: 13)	30.01. 1906	Geboren mit dem Namen Carl Czell in Kronstadt / Siebenbürgen. (Vgl. Gleitsmann 1987: 15)
1934–1944	Volksschule und Besuch von fünf Gymnasien in Wien. (Vgl. Kehlmann / Biron 1995: 199)	1921–1922	Gründet er zusammen mit fünf Schulkollegen den Lesclub „Sapientia“ (1921) sowie das „Casino Banca Commerciale“ am 28.10.1922. (Vgl. Gleitsmann 1987: 16–17)
1944	Als Luftwaffenhelfer eingezogen. In der „Komenski-Schule“ inszeniert er Nestroys „Nur keck“ (Vgl. Kehlmann / Biron 1995: 199)	1924–1928	Studiert in Wien an der Hochschule für Welthandel. Abschluss im Jahr 1928 als Diplomkaufmann. (Vgl. Österreichisches Kabarettarchiv (ÖKA): 2019)
1946	Tritt im „Studio der Hochschulen“ auf, beginnt zu schreiben und lernt Carl Merz kennen. (Vgl. Wendt 1999: 210)	1925–1931	Belegt Vorlesungen und Seminare an der juristischen Fakultät. (Vgl. Gleitsmann 1987: 22)

1947	Erste Veröffentlichungen satirischer Beiträge. Filmkritiken in der Zeitung „Welt am Abend“ (Vgl. Wendt 1999: 210)	1931	Schauspieler, Spielleiter und Dramaturg in Hannover am „Deutschen Staatstheater“ (Vgl. Österreichisches Kabarettarchiv (ÖKA): 2019)
1948	Verfasst zeitkritische Arbeiten, romantische Gedichte sowie Theaterstücke über das Dritte Reich. Uraufführung des Dramas „Jugend vor den Schranken“ in Graz. (Vgl. Horowitz 1996: 17)	1932/33	Das Staatstheater in Hannover wird geschlossen. Rückkehr nach Wien. In den Jahren 1933/34 spielt er unter dem Namen Carl Merz in der „Literatur am Naschmarkt“ (Vgl. Gleitsmann 1987: 45)
1950– 1961	Große Erfolge als Kabarettist mit den Programmen „Brettl vor’m Kopf“, „Dachl über’m Kopf“, „Glasl vor’m Aug“, „Spiegl vor’m Gsicht“ und „Hackl im Kreuz.“ 1951: Schnitzler-Parodie „Reigen 51.“ 1952: heiratet Leomare Seidler. 1955–1961: Zusammenarbeit mit Carl Merz für den „Kurier“ mit der wöchentlich erschienenen Glosse „Blattl vor’m Mund.“ (Vgl. Kehlmann / Biron 1995: 199)	1933/34	Nach einer Aufnahmeprüfung besucht er den 3. Jahrgang in der Abteilung Schauspiel an der Akademie für Musik und darstellende Kunst. (Vgl. Gleitsmann 1987: 22)

1961	Uraufführung des „Herrn Karl“ im österreichischen Fernsehen. Danach erfolgreiche Theater-tourneen durch die BRD und die Schweiz. (Vgl. Wendt 1999: 210)	1941–1944	An unterschiedlichen Theatern als Schauspieler tätig. 1941–1942 am Liegnitzer Stadttheater, von 1942–1944 am Linzer Landestheater und 1944 im „Neuen Schauspielhaus“ an der Philadelphiabrücke. (Vgl. Gleitsmann 1987: 93–94)
1962	Von ausländischen Journalisten zum populärsten Österreicher des Jahres 1961 gewählt. (Vgl. Wendt 1999: 210)	1945–1947	Tätigkeit am „Lieben Augustin.“ Von 1946–1947 ist er auch dort Direktor und verpflichtet Helmut Qualtinger als Schauspieler für ein Programm. Durch Qualtinger kommt er auch mit Michael Kehlmann in Kontakt. (Vgl. Österreichisches Kabarettarchiv (ÖKA): 2019)
1963	Verfasst zusammen mit Carl Merz das TV-Dokumentarspiel „Alles gerettet.“ In New York liest er den „Herrn Karl“ (Vgl. Wendt 1999: 210)		

		Ab 1950	Zusammenarbeit mit Helmut Qualtinger und Michael Kehlmann und erste gemeinsame Arbeit an der Szenenfolge „Blitzlichter“ im „Kleinen Theater im Konzerthaus.“ Erster gemeinsamer Erfolg im Jahr 1951 mit der Schnitzler-Paraphrase „Reigen ⁵¹ “, in der ebenso Gerhard Bronner mitwirkte. (Vgl. Veigl 1994)
1964	Uraufführung von „Die Hinrichtung“ am Wiener Volkstheater. (Vgl. Wendt 1999: 210)	1952	Startet das Programm „Brett vor’m Kopf“ (Beginn einer neuen Ära des Wiener Kabarets) (Vgl. Österreichisches Kabarettarchiv (ÖKA): 2019)
1965– 1970	Verschiedene Engagements als Schauspieler in der BRD. (Vgl. Wendt 1999: 210)	1958– 1959	Merz und Qualtinger präsentieren einmal monatlich im Fernsehen die Sendung „Spiegel vor’m G’sicht“, in der sie die Figur des „Travnicek“ kreieren. (Vgl. Veigl 1994)
1970	Lernt in Hamburg die Schauspielerin Vera Borek kennen. (Vgl. Kehlmann / Biron 1995: 199)		

		1961	Premiere des „Herrn Karl.“ Höhepunkt der Zusammenarbeit mit Qualtinger. Weitere in Zusammenarbeit entstandene Werke sind „Alles gerettet“ (1963) und „Die Hinrichtung“ (1965). (Vgl. Österreichisches Kabarettarchiv (ÖKA): 2019)
1971– 1975	Lebt mit Vera Borek in Hamburg, spielt Theater und geht mit Karl-Kraus-Texten und Hitlers „Mein Kampf“ auf Tournee. (Vgl. Klaffenböck 2003a: 234)	1960– 1974	Schreibt Romane und Erzählungen. Zusammen mit Kehlmann verfasst er zahlreiche Fernsehspiele, unter anderem „Kurzer Prozeß“ mit Qualtinger in der Hauptrolle. (Vgl. Veigl 1994)
1975	Rückkehr nach Wien. Intensive Arbeit als Schriftsteller. (Vgl. Kehlmann / Biron 1995: 199)	31.10. 1979	Begeht in seiner Wiener Wohnung Selbstmord. (Vgl. Gleitsmann 1987: 349)
1982– 1986	Lesetourneen mit eigenen und fremden Texten. Schauspieler am Theater und in Film- und Fernsehproduktionen, darunter „Der Name der Rose“ (Vgl. Wendt 1999: 211)		
1986	Stirbt am 29. September in Wien. (Vgl. Klaffenböck 2003a: 234)		

2.1.2 Qualtingers Herkunft und Leben

Helmut Qualtinger, geboren am 8. Oktober 1928 als Sohn von Ida und Friedrich Qualtinger, wuchs im dritten Wiener Gemeindebezirk auf. Sein Vater war Chemiker und Mittelschulprofessor und unterrichtete Chemie, Mathematik und Physik. Seine Mutter war Hausfrau, schrieb nebenbei Kinderbücher und nähte Stoffpuppen. (Vgl. Wendt 1999: 10)

Friedrich Qualtingers Familie stammte aus Braunau am Inn und so erfuhr Helmut später, dass „sein Großvater zusammen mit Hitlers Großvater als Zollinspektor gearbeitet hatte.“ (Wendt 1999: 10) Im dritten Bezirk „wohnten damals Aristokraten, ausländische Diplomaten, Soldaten und Arbeiter.“ (Wendt 1999: 10) Qualtingers Vater verbot ihm jeglichen Kontakt mit Kindern, die aus Arbeiterfamilien kamen, da er einen schlechten Einfluss befürchtete. So musste Helmut Qualtinger nach den Wünschen seines Vaters immer gepflegt aussehen und ordentlich gekleidet sein. (Vgl. Wendt 1999: 10)

All diese Tatsachen veranlassten ihn dazu, sich gegen seinen autoritären Vater sowie auch gegen seine Lehrer/innen in der Schule aufzulehnen. Sein Vater wollte unausweichlich erzwingen, dass sein Sohn Akademiker wird. Zur Zeit des Nationalsozialismus wurde er Mitglied der „Hitlerjugend“ und entfloh sehr bald in eine „Spielschar“, um sich künstlerisch zu betätigen. Für den Kriegsdienst war er noch zu jung und wurde deshalb „Flakhelfer.“ Er zog sich in eine Welt der Literatur zurück und las vorwiegend Kriminal- und Detektivromane, aber auch Bücher über Parapsychologie. Den meisten Anreiz fand Helmut bei den von den Nationalsozialisten bekämpften Schriftstellern wie Franz Kafka, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Stefan Zweig. Bei den „Flakhelfern“ im Arenbergpark lernte er Walter Kohut kennen. (Vgl. Horowitz 1996: 13–14)

Zusammen mit Kohut und „dem Sohn des Burgschauspielers Philipp Zeska gründet Helmut Qualtinger die „Mozart-Bühne“ im Turnsaal einer Volksschule im dritten Bezirk.“ (Horowitz 1996: 14) Diesen Personen schloss sich später auch Kurt Sowinetz an. (Vgl. Horowitz 1996: 13–14)

Qualtinger inszenierte 1944 Nestroys „Nur Keck“, zu dessen Premiere Heimito von Doderer kam. Er war ein Freund des Vaters von Qualtinger, bestärkte die Arbeit aller Beteiligten am Stück und wurde 15 Jahre später der Taufpate von Helmut's Sohn Christian Heimito. Nach dem Krieg legte Qualtinger eine „Not-Reifeprüfung“ ab, studierte vier

Semester lang Medizin, interessierte sich auch weiterhin für Medizin, Ärzte und Krankheiten und richtete seine Aktivitäten auf das Theater. (Vgl. Wendt 1999: 23–38) „Qualtinger war Statist an der Staatsoper, besuchte als Gasthörer das Reinhardtseminar, arbeitete als Verlagslektor und Übersetzer. 1946 schloß er sich einer Studentenbühne an, die von Hilde Weinberger gegründet wurde.“ (Wendt 1999: 26)

Neben seinen Aktivitäten auf der Bühne verfolgte Qualtinger außerdem das Schreiben. Mit 21 Jahren schrieb er sein erstes Stück „Jugend vor den Schranken“, welches 1949 im „Landestheater Graz“ Premiere hatte. Zu Beginn der 1950er Jahre hatte Qualtinger mit der Aufführung „Reigen 51“ als Autor, gemeinsam mit Michael Kehlmann und Carl Merz, einen weiteren großen Erfolg zu verzeichnen. (Vgl. Wendt 1999: 26–38)

Die 1950er Jahre waren gekennzeichnet durch große Erfolge als Kabarettist mit den Programmen „Brett vor’m Kopf“, „Dach über’m Kopf“, „Glas vor’m Aug“, „Spiegel vor’m Gesicht“ und „Hackl im Kreuz.“ Außerdem heiratete Qualtinger im Jahr 1952 die Journalistin und Autorin Leomare J. Seidler, aus dieser Ehe wird später der Sohn Christian Heimito Qualtinger hervorgehen. (Vgl. Horowitz 1996: 20–35)

Qualtingers wohl größter Erfolg war das Skandalstück „Der Herr Karl“, welches zunächst im Fernsehen ausgestrahlt und erst später auf der Bühne inszeniert wurde. Die Fernsehausstrahlung löste eine Welle der Empörung bei den Zusehern/innen aus. Die Proteste der Bevölkerung richteten sich hauptsächlich gegen die Autoren Qualtinger und Merz, allerdings nicht gegen die schauspielerische Leistung an sich. (Vgl. Horowitz 1996: 20–35)

Im selben Jahr wurden Merz und Qualtinger „vom Verband der Auslandsjournalisten in Österreich mit großer Mehrheit vor Außenminister Bruno Kreisky und Operndirektor Herbert von Karajan zu den „interessantesten Österreichern des Jahres 1961“ gewählt.“ (Horowitz 1996: 35) Neben einigen internationalen Touren mit „Der Herr Karl“, unter anderem auch in New York, wurden Lesungen in Wien und Deutschland veranstaltet, bei denen Helmut Qualtinger alle Rollen aus den „Letzten Tagen der Menschheit“ von Karl Kraus sprach. (Vgl. Horowitz 1996: 37)

Besonders wirkungsvoll wurden die Lesungen Qualtingers aus den „781 Seiten dicken Machwerk Adolf Hitlers, „Mein Kampf““ (Horowitz 1996: 38), welches er zum ersten

Mal in der Hamburger Kunsthalle vortrug und vor allem junge Zuhörer/innen damit erreichte. In Hamburg lernte Qualtinger die 15 Jahre jüngere Schauspielerin Vera Borek kennen. Sie verliebten sich ineinander und Borek zog nach Wien, wo sie im Jahr 1982 heirateten. Im Jahr 1986 machte sich eine schwere Erkrankung bei Helmut bemerkbar und er wurde mit Krampfadern im Bereich der Speiseröhre ins Allgemeine Krankenhaus (AKH) in die Intensivstation eingeliefert. (Vgl. Horowitz 1996: 38–41)

Als sich die ersten Symptome seiner Krankheit zu zeigen begannen, war Qualtinger gerade als Schauspieler bei den Dreharbeiten des Films „Im Namen der Rose“ in Italien tätig. Für seine Traumrolle, den „Falstaff“ lernte Qualtinger, trotz gesundheitlicher Probleme, Tag für Tag den Text. Er hielt sich an die ärztlichen Vorschriften, hielt Diät, trank keinen Alkohol mehr und lernte immer wieder für seine geliebte Rolle. (Vgl. Horowitz 1996: 41) Am 29. September 1986 starb er „an den Folgen innerer Blutungen und einer Gelbsucht.“ (Horowitz 1996: 41)

2.1.3 Das Leben von Carl Merz

Carl Merz, geboren mit dem Namen Carl Czell am 30. Jänner 1906 in Kronstadt / Siebenbürgen, wuchs in Bukarest auf. Aufgrund der Ermordung des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand am 28. Juni 1914 und der Zuspitzung der politischen Lage zogen die Mutter Elsa, Carl und die ältere Schwester Elsi Czell nach Wien. Nach dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie kehrten sie in ihre Heimat zurück. Die Mutter starb noch 1918 an einer Lungenentzündung und der Vater während der Kriegsgefangenschaft an einem Krebsleiden. Carl Czell blieb bei seinen Verwandten in Kronstadt, kam aber mit dieser Situation nicht zurecht und flüchtete in eine Phantasiewelt. (Vgl. Gleitsmann 1987: 15)

Die Gedanken aus seiner Phantasiewelt begann er fragmentarisch zu dokumentieren und gründete 1921 und 1922 die Leseclubs „Sapienta“ und „CBC“, in denen seine und andere literarische Arbeiten diskutiert wurden. Im Jahr 1924 legte Carl die Matura im deutschsprachigen evangelischen „Honterusgymnasium“ ab und zog anschließend nach Wien, um dort an der Hochschule für Welthandel zu studieren, welche er 1928 abschloss. Er belegte außerdem Vorlesungen der juristischen Fakultät in den Jahren von 1925–1931. Beeindruckt von der kulturellen Vielfalt Wiens, ging er seinen Interessen nach und

entdeckte die Welt der Dramaturgie und des Schauspiels für sich. Die wichtigste Zäsur für die Entwicklung seiner künstlerischen Laufbahn war die Begegnung mit Karl Kraus, welchem er einige Gedichte widmete. Seine erste dramatische Arbeit war die „Patronnerrevue“. In seinen Studienjahren entwickelte Carl einige dramatische Texte, welche den Ausgangspunkt seiner künstlerischen Tätigkeit bildeten. (Vgl. Gleitsmann 1987: 16–25)

Zu Beginn der 1930er Jahre war er in Hamburg am „Thaliatheater“ tätig und wurde 1931 am „Staatstheater in Hannover“ als Schauspieler, Dramaturg und Spielleiter eingesetzt, welches aufgrund der Auswirkungen der Wirtschaftskrise 1933 geschlossen werden musste. So kehrte Carl Czell wieder nach Wien zurück. Im Zuge seiner schauspielerischen Weiterentwicklung in der „Literatur am Naschmarkt“ tauchte erstmals der Name Carl Merz auf. (Vgl. Gleitsmann 1987: 42–45)

Nach dem sogenannten „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich trat Merz an österreichischen und deutschen Bühnen auf und war von 1945–1947 Direktor am „Lieben Augustin“. In dieser Zeit traf er auf Helmut Qualtinger und in weiterer Folge auch auf Michael Kehlmann, welche alle zusammen mit Gerhard Bronner als Pianist die Schnitzler-Persiflage „Reigen 51“ verfassten. In den 1950er Jahren begann mit dem Programm „Brettl vor'm Kopf“ ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Wiener Kabarets. Eine neue Gruppe von Schriftstellern, Komponisten und Schauspielern schloss sich zusammen, zu der Qualtinger, Merz, Kehlmann und Bronner zählten und die mit der Bezeichnung „Namenloses Ensemble“ große Erfolge erzielte. Der gemeinsame Höhepunkt des künstlerischen Schaffens von Merz und Qualtinger war zweifellos „Der Herr Karl“. Außerdem gingen weitere namhafte Stücke wie „Alles gerettet“ (1963) und „Die Hinrichtung“ (1965) aus der Zusammenarbeit mit Helmut Qualtinger hervor. (Vgl. Österreichisches Kabarettarchiv (ÖKA): 2019)

Am 31. Oktober 1979 nahm sich Merz in seiner Wiener Wohnung das Leben. Eine unheilbare Krankheit und die damit im Zusammenhang stehende körperliche und geistige Behinderung lösten bei ihm schwere Depressionen aus. Die Tatsache, dass er seinen künstlerischen Tätigkeiten nicht mehr nachgehen konnte, veranlassten ihn dazu, Selbstmord zu begehen. (Vgl. Gleitsmann 1987: 349)

2.1.4 „Namenloses Ensemble“ (1952–1961)

Ab den 1950er Jahren begann die sogenannte Blütezeit des (neuen) Wiener Kabarett. Zu dieser Zeit bildeten sich verschiedene Gruppen mit bestimmten alten und neuen Intentionen. Einerseits wurde diese Epoche durch die sogenannten „Altmeister“ geprägt, die aufgrund der nationalsozialistischen Verfolgung emigrieren mussten und ihr Programm der 1920er und 1930er Jahre nach dem Krieg in Österreich wieder aufnehmen und fortsetzen konnten. Andererseits formierte sich eine neue Gruppe junger Menschen, die vor allem im Kontext der Nachkriegszeit als gesellschaftskritisch agierte. (Vgl. Fink 2003: 42)

Hinterfragt wurde dabei der zu dieser Zeit herrschende politische und gesellschaftliche „Grundkonsens“ (Fink 2003: 42) des Ausblendens der Vergangenheit. Außerdem ergaben sich durch neue Medien wie das Fernsehen vielfältige Möglichkeiten das Programm dieser Gruppen zu gestalten und zu veröffentlichen. Dadurch erreichten sie ein breiteres Publikum, da die Fernsehgeräte damals hauptsächlich an öffentlichen Orten vorzufinden waren. Zu den Vertretern des sogenannten „Fernseh-Kabarett“ gehörten unter anderem Karl Farkas und auch das „Namenlose Ensemble“ mit Bronner, Merz und Qualtinger. (Vgl. Fink 2003: 42–46)

Nach dem großen Erfolg mit „Reigen 51“, beschloss die Gruppe mit ihren Tätigkeiten weiterzumachen. Im Jahr 1951 hatte das Programm „Brettl vor’m Kopf“ im Theater in der Liliengasse Premiere und wurde zum ersten großen „Kabarett-Erfolg“ in der Nachkriegszeit. Unter anderem diente das Programm der Erinnerung an die künstlerischen Programme des „Lieben Augustin“ und der „Literatur am Naschmarkt“. 1956 erschien die „Kabarett-Revue“ „Blattl vor’m Mund“, bei der nun Georg Kreisler anstelle von Michael Kehlmann auftrat. Bei der Revue stach vor allem Qualtinger mit seinen Parodien heraus. 1957 wurde bei der Premiere „Glasl vor’m Aug“ eine Figur vorgestellt, die als Vorläufer für den Herrn Karl angesehen werden kann, nämlich der „Travnicek“, welcher später von Bronner und Qualtinger ausgearbeitet wurde. (Vgl. Horowitz 1996: 19–23)

Das Programm „Glasl vor’m Aug“ wurde vor allem im Fernsehen übertragen und löste, ebenso wie später „Der Herr Karl“, Empörung aus. Der Minister Oskar Helmer beschuldigte die Gruppe, Sachverhalte verfälscht sowie die Exekutive bloßgestellt zu haben. Das „Namenlose Ensemble“ war dennoch sehr erfolgreich. Durch die vorwiegend im

Fernsehen ausgestrahlten Programme sowie auch aufgrund von Schallplatten und der Arbeiten für Rundfunk und Zeitungen erreichten sie einen großen Erfolg, welcher sich nicht nur auf Wien bezog. Sehr prägend war wohl der Erfolg der Nummer „Der Papa wird’s schon richten“, welche 1958 in der Revue „Spiegl vor’m Gsicht“ ausgestrahlt wurde. Trotzdem kam es zu einer unerwarteten Krise, da der Vermieter des „Intimen Theaters“, in dem die Gruppe immer auftrat, den Mietvertrag nicht mehr verlängern wollte. Somit mussten sie ins „Neue Theater am Kärntnertor“ übersiedeln, dessen Direktor Bronner bis 1966 blieb. In diesem Theater entstanden noch „Dachl über’m Kopf“ und „Hackl vor’m Kreuz“, bevor die Gruppe im Jahr 1961 auseinanderbrach, da vor allem Qualtinger und Merz sich vom Kabarett abwenden wollten, was sie schließlich auch taten. (Vgl. Fink 2003: 47–50)

2.2 Inhalt und Thematik des Herrn Karl

Der Herr Karl arbeitet in einem Lager im Keller eines Fernkostgeschäftes und beginnt während seiner Tätigkeit aus seinem Leben zu erzählen. In der Fernsehausstrahlung wird der Protagonist durch Helmut Qualtinger verkörpert. (Vgl. Qualtinger 1991)

Dabei spricht der Herr Karl zu einem „jungen Menschen“, indem er sich direkt an die Rezipienten/innen wendet. Je mehr er aus seinen Erfahrungen berichtet, umso deutlicher bemerken die Zuseher/innen, dass es sich um einen typischen Opportunisten handelt, welcher nach dem Ersten Weltkrieg in Österreich sein Leben durch Anpassung an politische Veränderungen zu meistern versucht. Allerdings nutzt er dabei jede Situation, die sich ihm anbietet, zu seinem Vorteil aus, und wechselt zwischen den politischen Lagern, um sich an die politischen Veränderungen im Land anzupassen und Nutzen daraus zu ziehen. (Vgl. Klaffenböck 2003b: 163–171)

Seine wechselnden Positionen zwischen den politischen Lagern lässt sich vor allem durch folgende Stelle im Text darstellen: „Bis Vieradreißg war i Sozialist [...] Später bin i demonstrieren gangen für de Schwarzen ... für de Heimwehr ... net? Hab i fünf Schilling kriagt ... Dann bin i ummi zum ... zu de Nazi ... da hab i aa fünf Schilling kriagt [...]“ (Merz / Qualtinger 1962: 14)

Der gesamte Monolog des Herrn Karl deckt den Zeitraum der Zwischenkriegszeit, der nationalsozialistischen Herrschaft, der Besatzungszeit und des Staatsvertrags ab. (Vgl. Merz / Qualtinger 1962: 9–34) Der historische Kontext spielt dabei eine zentrale Rolle, um zu verstehen, weshalb das Stück Empörung in der damaligen österreichischen Gesellschaft ausgelöst hatte. Das darauffolgende Kapitel vorliegender Arbeit gibt dafür einen historischen Überblick.

Aus den Erzählungen des Herrn Karl ergeben sich folgende historische Zäsuren:

1. Der Justizpalastbrand:

Der Herr Karl erzählt vom Geschehen des Brandes. Sein Interesse gilt dabei nicht dem historischen bzw. politischen Ereignis an sich, sondern lediglich dem Feuer, welches er so gerne beobachtet.

... i waaß ja net genau, was los war ... es war jedenfalls a Feuer ... a Mordsfeuer war ... a schöner Brand ... I hab ja an sich Feuer gern. Mir san alle hing'rennt und ham g'schaut ... i siech gern Feuer ... wann i a Feuer siech und hör >>tatü<<, renn i hin. I hab des gern, wann so de Leit ummanandastehn ... (Merz / Qualtinger 1962: 11)

2. Die Wirtschaftskrise:

Auf die Wirtschaftskrise in der Zwischenkriegszeit wird vor allem zu Beginn kurz eingegangen: „Es war a schreckliche Zeit. Inflation. Millionen san g'schwommen...i maan, g'habt hat ma nix...aber Formen“ (Merz / Qualtinger 1962: 10).

3. Austrofaschismus:

Der Herr Karl bespricht auch den austrofaschistischen Ständestaat von 1933/34–1938 bzw. weist kurz darauf hin. Im sozialhistorischen Teil vorliegender Arbeit wird dadurch eine Aufarbeitung dieses Themas notwendig werden.

„Na – im Vieradrißgerjahr ... wissen S' eh, wia des war. Naa, Se wissens net. Se san ja z'jung. Aber Se brauchens aa net wissen ... Das sind Dinge, da wolln ma net dran rührn, da erinnert man sich nicht gern daran ... niemand in Österreich ...“ (Merz / Qualtinger 1962: 14).

4. Der österreichische „Anschluss“ an das Deutsche Reich 1938:

Dabei geht der Herr Karl auf den Empfang der deutschen Truppen ein, die 1938 in Österreich einmarschiert sind. „Und dann is eh der Hilter kumma ... Naja – des war eine Begeisterung ... ein Jubel, wie man sie sich überhaupt nicht vorstellen kann – nach diesen furchtbaren Jahren ... die traurigen Jahre ... Endlich amal hat der Wiener a Freid g’habt ... a Hetz“ (Merz / Qualtinger 1962: 18).

In diesem Zusammenhang weist der Herr Karl auch noch auf die Demütigungen von Juden und Jüdinnen durch die Nationalsozialisten hin.

... da war a Jud in Gemeindebau, der Tennenbaum ... sonst a netter Mensch ... da ham’s so Sachen gegen de Nazi g’schrieben g’habt auf de Trottoirs ... und der Tennenbaum hat des aufwischen müassn ... net er allani ... de andern Juden aa ... hab i ihm hing’führt, daß ers aufwischt ... (Merz / Qualtinger 1962: 19)

5. Besatzungszeit in Österreich:

Hier wird erneut die ständig wechselnde Haltung des Herrn Karl deutlich, da er zwischen allen politischen Kräften im Land pendelt: „Na, dann san eh scho bald de Russen kumma ... Also, i bin sehr guat mit eahna auskomma. I hab ja g’wußt, wia ma mit eahna umgeht ...“ (Merz / Qualtinger 1962: 23). „A paar Monat später ...– was glauben S’, wer kumma is ? – De Ameriganer. Des war eine Erlösung ...“ (Merz / Qualtinger 1962: 24).

6. Staatsvertrag:

Schließlich spricht der Herr Karl auch noch über den Staatsvertrag und damit über die Gründung der Zweiten Österreichischen Republik als letzte historische und politische Zäsur, die im Stück thematisiert wird: „Und dann is er herausgetreten ... der ... der ... Poldl und hat die zwa andern Herrschaften bei der Hand genommen und hat mutig bekannt: >>Österreich ist frei!<< Und wia i des g’hört hab, da hab i g’wußt: Auch das hab ich jetzt geschafft. Es ist uns gelungen – der Wiederaufbau ...“ (Merz / Qualtinger 1962: 28).

Verdrängung und Ausblendung der Mittäterschaft an den Verbrechen des Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieges entwickeln sich in der Zweiten Österreichischen Republik zum Grundkonsens, welcher durch den „Herrn Karl“ nun auseinandergenommen wird,

besser gesagt, der Herr Karl bildet den „typischen Wiener“ bzw. „Österreicher“ jener Zeit ab und dies zieht einen Aufschrei der Bevölkerung nach sich. (Vgl. Rabenstein-Michel 2003: 86–87)

Es gibt unzählige Porträts zur von Qualtinger und Merz geschaffenen Figur, welche die Charakterzüge des Herrn Karl zu beschreiben versuchen. Georg Biron beispielsweise beschreibt ihn in einem Artikel auf Zeit-Online sehr präzise folgendermaßen:

Oft wurde behauptet, dieser gemütliche Jedermann sei die Inkarnation eines Kleinbürgers. Doch tatsächlich trägt der Herr Karl die Züge eines ungebildeten Proleten, feig und arbeitsscheu, ein Mitläufer ohne Überzeugungen, ein Wendehals, stets damit beschäftigt, schadlos zu überleben. Heute würde man sagen: ein Sozialschmarotzer. Einer, der stets nur auf seinen persönlichen Vorteil bedacht ist. Dabei ist er grausam, lebt immer auf Kosten anderer, ebenso materiell wie emotional. Kein großer Verbrecher, sondern ein kleiner Gauner, der die Banalität des Bösen vielleicht deutlicher verkörpert als ein Kriegsverbrecher. (Biron 2011)

Als Qualtinger und Merz den Text für den „Herrn Karl“ schrieben, wurden vor allem reale Vorbilder herangezogen. Eines dieser Vorbilder war laut Michael Schrott der Wirt des Lebensmittelgeschäftes „Gutruf“, Hannes Hofmann. Das Geschäft war zu jener Zeit ein Treffpunkt von Schauspielern, Journalisten, aber auch von hochrangigen Polizeibeamten. Dort sammelten Qualtinger und Merz viel Gesprächsstoff, um diesen unverändert aufzuschreiben und als Aussagen des „Herrn Karl“ zu präsentieren. Vor allem Qualtinger tauschte Erfahrungen mit drei Personen aus, die für den „Herrn Karl“ von großer Bedeutung waren, nämlich Hannes Hofmann, weiters der „Herr Max“, welcher im „Gutruf“ arbeitete und der „Herr Jaschabek.“ Letzterer soll ein Friseur und Stammgast im Kaffeehaus „Falstaff“ bei der Volksoper gewesen sein. (Vgl. Schrott 2003: 80–82)

Somit gibt der „Herr Karl“ vermeintliche Ansichten realer Personen wieder und konfrontiert das Publikum mit deren Aussagen. In diesem Zusammenhang beschreibt Volker Kühn den „Herrn Karl“ „als ein Stück personifiziertes Österreich.“ (Kühn 2003: 97)

2.3 Historischer Kontext

2.3.1 Die österreichische Gesellschaft in der Zwischenkriegszeit (1918–1939)

Die Zwischenkriegszeit bestand aus europäischer Sicht hauptsächlich aus wirtschaftlichen Krisen und Defiziten, die vor allem durch die Weltwirtschaftskrise ab 1929 rasant zunahmen. Besonders in Österreich wurde dies aufgrund des Zusammenbruches des österreichisch-ungarischen Vielvölkerstaates und der damit einhergehenden Verluste wirtschaftlich bedeutender Territorien spürbar. Österreich wurde zu einem kleinen Nachfolgestaat und suchte nach einer nationalen Selbstständigkeit. (Vgl. Eigner 1999: 131–140)

Die Ausrufung der Republik „Deutschösterreich“ am 12. November 1918, die zum Bestandteil der deutschen Republik erklärt wurde, verdeutlichte die Krise des Selbstfindungsprozesses in Österreich. Das Land wurde als lebensunfähig eingestuft und erklärte sich somit selbst als zu der deutschen Nation zugehörig. Die wirtschaftliche Lage in Österreich machte sich vor allem durch die verheerende Ernährungssituation und den Energiemangel bemerkbar. Der Großteil der österreichischen Bevölkerung litt an Hunger und Kälte. Die sozialen und politischen Spannungen wurden vor allem von Gegensätzen der zwei großen Parteien im Land bestimmt, den Christlichsozialen und den Sozialdemokraten. (Vgl. Eigner 1999: 131–150)

Das dritte politische Lager bildeten die Deutschnationalen. Der Konflikt zwischen den beiden Großparteien weitete sich aus und es kam zur Bildung bewaffneter Verbände auf beiden Seiten. Im Christlichsozialen Lager bildeten sich 1919 „Heimwehr“-Verbände gegenüber der sozialdemokratischen „Volkswehr“. Durch die Herausbildung des österreichischen Bundesheeres wurde der sozialdemokratische Einfluss reduziert und es kam 1923 zur Gründung des „Republikanischen Schutzbundes“ durch die Sozialdemokraten. (Vgl. Eigner 1999: 131–178)

Der Gedanke eines „Anschlusses“ an Deutschland, den man bei der Staatsgründung 1918 fokussiert hatte, wurde durch die Friedensverträge von St.Germain und Versailles verboten. Dennoch verfolgten diesen Gedanken viele Österreicher/innen. Den Deutschnationalen war dieser Gedanke ein großes Anliegen und auch die Sozialdemokraten gingen

diesem Anliegen aus wirtschaftlichen und politischen Gründen nach, da Deutschland zu dieser Zeit ein stark industrialisiertes Land war. (Vgl. Vögelka 2009: 275–276)

1919 kam es zur ersten Wahl, bei der auch Frauen das Wahlrecht besaßen. Dabei gingen die Sozialdemokraten erstmals als stärkste politische Kraft im Land hervor. (Vgl. Vögelka 2009: 272)

Wichtige politische Veränderungen der Sozialdemokratie zugunsten der Arbeiter waren vor allem die Einführung des Achtstundentages, Urlaub, Arbeitslosenversicherung, Betriebsräte und Gewerkschaften. (Vgl. Vögelka 2009: 276) Der Konflikt zwischen den beiden Großparteien spitzte sich weiter zu und verschärfte sich zunehmend durch die Ereignisse im Juli 1927, als in Schattendorf im Burgenland tödliche Schüsse fielen. (Vgl. Vögelka 2009: 287)

Angerhörige der Heimwehr „schossen auf eine Schutzbandgruppe und töteten dabei ein Kind und einen Invaliden.“ (Vögelka 2009: 287) Die drei verantwortlichen Personen der Heimwehr wurden vor Gericht gestellt und für „nicht schuldig“ befunden, weshalb die sozialdemokratische „Arbeiterzeitung“ zum Protest aufrief. Am 15. Juli kam es zur Demonstration der Arbeiter, die durch das Einschreiten von Polizei und Armee mit 89 Toten, darunter auch vier Polizisten, und dem Brand des Justizpalastes zu ihrem Ende kam. (Vgl. Vögelka 2009: 287)

2.3.1.1 Der Justizpalastbrand und seine Folgen (1927)

Nach einigen Zusammenstößen von Demonstranten/innen mit der Polizei auf der Ringstraße, eskalierte die Situation zunehmend. Nach den ersten Gewaltakten beim Universitätsgebäude sowie im Parlament kam es immer wieder zu Schüssen von Polizisten und Beschädigungen von Polizeiwachen und Zeitungsredaktionen durch die Arbeiter. Den Höhepunkt dieses gewaltigen Protestes bildete der Brand des Justizpalastes. Vor allem die Sozialdemokraten wurden von den anderen Parteien beschuldigt, diese Gewalttaten angestiftet zu haben. (Vgl. Weissensteiner 1990: 190–196)

„Das bürgerliche Lager hatte damit einen Sieg errungen, und dieser verstärkte die antidemokratischen Tendenzen und den Willen, die politischen Gegner mit Gewalt auszuschalten.“ (Vögelka 2009: 287)

Neben den Demonstranten/innen, kam auch noch eine Masse an Schaulustigen, sogenannte „Feuerschauer“, herbei, um sich den brennenden Palast unter Jubel aus der Ferne anzusehen. Anhand der Analyse von Bildmaterialien erklärt der Historiker Gerhard Botz, dass es unterschiedliche Akteure an diesem Tag gab. Während die Demonstranten/innen aktiv ins Gebäude eindrangen und sich an der Gewalt beteiligten, wuchs mit der Zeit die Masse der Zuseher/innen aus der Ferne. (Vgl. Botz 2016: 178–181)

Auch jüngere Frauen, die, nach ihrer Kleidung zu schließen, Büroangestellte und Sekretärinnen sein mussten, sogar sommerlich elegant gekleidete Damen in Begleitung von jungen Herren scheinen nun unter die Menge geraten zu sein, die keinerlei „Klassenhass“ solchen „besser Gestellten“ gegenüber zu erkennen gibt; sie beobachteten die Kampfszenen mit der Polizei und später den Brand aus der Ferne, manchmal fast wie in guter Laune (Bolz 2016: 180)

Die Demonstration und der Brand des 15. Juli kennzeichnen den Beginn einer immer radikaleren politischen Entwicklung von der Demokratie zur Diktatur. Der Erfolg der Heimwehr brachte ihr unter anderem die Unterstützung des faschistischen Italiens ein, welches ihr neben finanzieller Begünstigungen auch noch Waffen lieferte. Sie stieg schon bald zu einer Volksbewegung an und organisierte Aufmärsche in vorwiegend sozialdemokratisch geprägten Städten. (Vgl. Weissensteiner 1990: 190–199)

Der damalige Bundeskanzler Ignaz Seipel von den Christlichsozialen gab den antidemokratischen Strömungen durch seine politischen Reden weitere Kraft, bevor er 1929 seinen Rücktritt verkündete und seinem Nachfolger Ernst Streeruwitz Platz machte, welcher aber nur fünf Monate im Amt war. Dessen Nachfolger Johannes Schober bemühte sich Kompromisse mit den Sozialdemokraten zu schließen und wich einer bevorstehenden Staatskrise vorübergehend aus. (Vgl. Weissensteiner 1990: 199–203)

Ignaz Seipel war mit den Entwicklungen der Christlichsozialen unter Schober nicht zufrieden und geriet in Konflikt mit Schober, weshalb der Vizekanzler Carl Vaugoin sein Amt zurücklegte und damit den Rücktritt des gesamten Kabinetts und somit Neuwahlen erzwang. Bei den Neuwahlen am 9. November 1930 stellte sich Schober als Listenführer bei den Großdeutschen zur Verfügung. Der Christlichsoziale Landeshauptmann Otto Enders wurde mit der Regierungsbildung beauftragt und schloss eine Koalition mit dem

„Schober-Block“. Es war die letzte freie Nationalratswahlwahl in einem demokratischen Österreich. (Vgl. Weissensteiner 1990: 203–204)

2.3.1.2 Austrofaschistischer Ständestaat (1934–1938)

Die neue Regierung hatte mit der zunehmenden ökonomischen Krise, welche den Zusammenbruch der „Creditanstalt“ 1931 nach sich zog, zu kämpfen. Durch das Scheitern unterschiedlicher Wirtschaftspläne der Christlichsozialen beendeten die Großdeutschen die Koalition. Verschiedene Spar- und Steuermaßnahmen brachten den Parteien wenig Beliebtheit ein, weshalb bei den Landtagswahlen 1932 die Stimmengewinne der Nationalsozialisten im Vergleich zur vergangenen Nationalratswahl erheblich zunahmen. (Vgl. Manoschek / Tálos 2014: 6–12)

Vor dem Hintergrund dieser politischen Krisen versuchte man Neuwahlen zu verhindern und hinterfragte die Funktionen eines Parlaments. 1932 kam Engelbert Dollfuß als Kanzler in die Regierung und setzte die Ausschaltung des Parlaments 1933 in die Praxis um. Die nun autoritär herrschenden Christlichsozialen unter ihrem Anführer Dollfuß gestalteten den Staat radikal um. Auf das Verbot der KPÖ und der NSDAP folgte schrittweise eine Beseitigung der Sozialdemokraten. (Vgl. Manoschek / Tálos 2014: 12–18)

1933 wurde der „Republikanische Schutzbund“ verboten und es folgten weitere Maßnahmen wie das Verbot der Maifeier, das Verbot von Demonstrationen und im Allgemeinen eine Schwächung der Sozialdemokraten in ihren verschiedenen Einrichtungen, wie zum Beispiel der Arbeiterkammer. (Vgl. Manoschek / Tálos 2014: 18)

Im Jahr 1934 ging das Kommando der Exekutive an die Heimwehren, um die Arbeiterbewegung als letzte Instanz sozialdemokratischer Politik zu zerschlagen. Auch die Einschränkung der Pressefreiheit und der Geschworenengerichte sowie die Ausschaltung des Verfassungsgerichtshofes wurde von Dollfuß umgesetzt. 1933 wurde das „Standrecht“ eingeführt und Maßnahmen zur Stärkung der Polizei wurden durchgeführt sowie auch „Anhaltelager“ eingerichtet. (Vgl. Manoschek / Tálos 2014: 19–21)

Das „Anhaltelager“ in Wöllersdorf in Niederösterreich wurde für politische Gegner errichtet und ist nicht mit den Konzentrationslagern der Nationalsozialisten zu vergleichen. (Vgl. Vocelka 2009: 292) Am 12. Februar 1934 wehrte sich der Schutzbund bei einer von

den Heimwehren durchgeführten Waffensuche im „Hotel Schiff“ in Linz und es folgte ein vier Tage anhaltender Bürgerkrieg in den Industriegebieten in Oberösterreich, der Steiermark und in Wien. Viele Sozialdemokraten flohen, wurden zum Tode verurteilt oder interniert. (Vgl. Vocolka 2009: 292)

Am 1. Mai 1934 wurde eine neue Verfassung verkündet, welche autoritär aufgebaut war und die Auflösung aller Parteien zur Folge hatte. Übrig blieb die Einheitspartei, die „Vaterländische Front“. (Vgl. Vocolka 2009: 292–293) Während die Sozialdemokraten beseitigt wurden, stieg die Aggression der Nationalsozialisten, welche die Ermordung des Kanzlers Dollfuß zur Folge hatte. (Vgl. Vocolka 2009: 293) „Am 25. Juli 1934 drangen Angehörige der illegalen SS-Standarte 89 – als österreichische Soldaten verkleidet – ins Bundeskanzleramt ein und nahmen die anwesenden Mitglieder der Regierung gefangen. Dollfuß versuchte zu fliehen und wurde erschossen.“ (Vocolka 2009: 293)

Der Nachfolger von Dollfuß Kurt Schuschnigg, führte das autoritäre System weiter und veranlasste sofort die Hinrichtung der mutmaßlich verantwortlichen Personen für den Mord an Dollfuß. (Vgl. Grell 1977: 42–43) Nach dem Tod von Dollfuß wurden weitere Mitglieder der verbotenen NSDAP verhaftet und interniert. Schuschnigg gelang es nicht, eine stabile Lage in Österreich zu schaffen. (Vgl. Androsch 2003: 90)

Im Februar 1938 drohte Hitler Schuschnigg mit einer „massiven militärischen Invasion“, sollte er seinen Forderungen eines „Anschlusses“ Österreichs an das Deutsche Reich nicht nachkommen. Schuschnigg beschloss daraufhin eine Volksabstimmung über den Verbleib Österreichs als selbstständiger Staat für den 13. März 1938 anzusetzen. Schon zwei Tage vor der Abstimmung wurde ein deutsches Ultimatum an Schuschnigg gestellt, welcher unter diesem Druck sein Amt niederlegte und dem Nationalsozialisten Seyß-Inquart übergab. Österreich verschwand damit für eine lange Zeit als eigenständiger Staat. (Vgl. Vocolka 2009: 296)

2.3.1.3 Der „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich (1938)

Der Einmarsch der deutschen Truppen wurde in Österreich mit Jubel und Begeisterung in der Bevölkerung aufgenommen. Ganz gleich ob Braunau, Linz oder Wien, überall war Begeisterung zu spüren, von der selbst Hitler überrascht war. (Vgl. Emmerich 2006: 111)

Den Einmarsch der Wehrmacht in Österreich, aufgehalten nur durch selbstverschuldete Pannen, begleitete Jubel. Die Wege der nach Osten vorrückenden Truppen waren von lachenden, fähnchenschwingenden Österreichern und Österreicherinnen gesäumt. Mit so einem Empfang hatten weder die Wehrmacht noch die Führung der Nationalsozialisten gerechnet. (Safrian / Witek 2008: 19)

Vielerlei Quellen, unter anderem auch Bilder auf der Ringstraße, zeugen und verweisen auch deutlich auf die Begeisterung an Plünderungen, Demütigungen und „Arisierungen“, die von den Wienern/innen ausgingen. „Die Gier nach Bereicherung ließ es nicht bei Raubzügen bewenden, man ging dazu über, „Arisierungen“ durchzuführen, also Geschäfte und Firmen ihren rechtmäßigen Besitzern wegzunehmen; kommissarische Verwalter wurden eingesetzt bzw. setzten sich selber ein.“ (Safrian / Witek 2008: 20)

In der Nacht vom 11. auf den 12. März 1938 wandelte sich plötzlich das Leben der jüdischen Bevölkerung in Wien, da sofort nach der Abdankung des austrofaschistischen Bundeskanzlers Schuschnigg mit Raubzügen gegen die jüdische Bevölkerung begonnen wurde. Eine wesentliche Zäsur ist dabei die Abschiedsrede Schuschniggs mit den letzten Worten „Gott schütze Österreich.“ (J. Hecht / Lappin / Raggam-Blesch 2017: 17–19)

Der Rücktritt Schuschniggs wurde im Rundfunk übertragen und erreichte die jüdische Bevölkerung am Freitagabend während des Schabbat-Mahls. Laut Augenzeugenberichten nahmen die Polizisten auf den Straßen noch während der Übertragung der Abschiedsrede Schuschniggs ihre Nazi-Armbinden aus ihren Taschen heraus und legten sie an. Neben den Juden und Jüdinnen wurden vor allem Mitglieder der verbotenen kommunistischen und sozialdemokratischen Parteien sowie wohlhabende, intellektuelle und auch künstlerisch tätige Personen verhaftet und in das KZ Dachau gebracht. (Vgl. J. Hecht / Lappin / Raggam-Blesch 2017: 17–19)

Auf Basis von zahlreichen Fotoquellen sowie Augenzeugenberichten gibt es genug Beweise für die öffentlich auf der Straße durchgeführten Demütigungen und Misshandlungen der jüdischen Bevölkerung. Dabei kamen sogenannte „Reibpartien“, bei denen Juden

und Jüdinnen gezwungen wurden, die Parolen des austrofaschistischen Regimes von den Wänden und Gehsteigen mit Seifenlauge zu entfernen, in Wien besonders häufig vor. Juden und Jüdinnen mussten sich nicht nur auf den Straßen vor Attacken fürchten, sondern wurden ebenso aus ihren Wohnungen geholt, um Gehsteige zu reinigen. (Vgl. J. Hecht / Lappin / Raggam-Blesch 2017: 20–25)

Hervorzuheben ist, dass dieser sogenannte „Anschluss-Pogrom“ und die damit einhergehenden „Reibpartien“ allein österreichische Erscheinungen waren:

Brutale öffentliche Ausschreitungen wie die „des Anschluss“-Pogroms“ waren im nationalsozialistischen Deutschland bisher unbekannt gewesen. Deutsche, die mit der Wehrmacht im März 1938 nach Wien gekommen waren, zeigten sich bisweilen so schockiert, dass sie sich für die Opfer einsetzten. (J. Hecht / Lappin / Raggam-Blesch 2017: 28)

So begann eine grauenvolle Periode der österreichischen Geschichte, die noch über eine längere Zeitspanne hinweg ihre Nachwirkungen zeigen sollte. Der Höhepunkt aller Gräueltaten zeigte sich während des Zweiten Weltkrieges in Zusammenhang mit dem vermutlich größten Verbrechen der Menschheitsgeschichte, dem Holocaust.

2.3.2 Ende des Zweiten Weltkrieges und Besatzungszeit (1945–1955)

Durch die bedingungslose Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945 wurde der Zweite Weltkrieg beendet. Die Siegermächte USA, Frankreich, Russland und Großbritannien drangen in die Bundesländer Österreichs vor. Die sowjetische Siegermacht beauftragte Karl Renner, der auch schon Staatskanzler der Ersten Republik gewesen war, mit der Bildung einer provisorischen Regierung. (Vgl. Vocolka 2009: 316–317)

Am 27. April 1945 wurde die erste Regierung gebildet, welche von den Siegermächten anerkannt wurde, unter der Bedingung, dass noch im selben Jahr Wahlen stattfinden müssten. Nach der Wahl am 25. November 1945 bildeten die ehemaligen Christlichsozialen (ÖVP), die als Sieger hervorgingen, mit den Sozialdemokraten (SPÖ) eine Koalition. Karl Renner wurde vom Nationalrat und Bundesrat zum Bundespräsidenten gewählt. Leopold Figl (ÖVP) wurde Bundeskanzler und Adolf Schärf (SPÖ) Vizekanzler. Die Besatzungsmächte teilten Österreich in vier Zonen und Wien als internationales Zentrum der Verwaltung in vier Sektoren ein. Ein Kontrollabkommen legte die Machtbefugnisse der österreichischen Regierung und des Parlaments fest. (Vgl. Müll 1988: 7–10)

Die Ausgangslage dieser Zeit war katastrophal. Viele Männer waren noch in alliierten Kriegsgefangenenlagern oder vermisst. Die Zerstörungen durch Bombardements des Zweiten Weltkrieges waren verheerend und Österreich stand vor einem riesigen Trümmerhaufen. (Vgl. Vocolka 2009: 316–318)

Das wohl schwerwiegendste Problem aber war die herrschende Kohle- und Lebensmittelknappheit. Lebensmittelkarten wurden eingeführt, um dadurch Lebensmittel zu rationieren und auf 500 Kalorien pro Person und Tag festzulegen. Die schlimmste Not konnte durch den Marshallplan abgewendet werden. (Vgl. Vocolka 2009: 318–319)

Hinzu kam auch noch die verbreitete Angst innerhalb der Bevölkerung vor Übergriffen der Besatzungsmächte. Außerdem wurde Österreich von den Besatzungsmächten kontrolliert und überwacht, was als zusätzliche Belastung für die Bevölkerung verstanden werden kann. (Vgl. Vocolka 2009: 316–319)

Im Alltag dieser Besatzungszeit kämpfte die Bevölkerung ums Überleben. Eine moderne Infrastruktur und eine Organisations- und Kommunikationsstruktur, wie Radio oder Zeitungen und Nachrichten, gab es aufgrund der Zerstörungen des Krieges nicht mehr. Da viele der Männer noch nicht heimgekehrt oder verschollen waren, sicherten die Frauen in Österreich das Überleben ihrer Familien. (Vgl. Sturm / Hornung 1996: 54–60) Stundenlang mussten sie sich vor Geschäften anstellen, um an Lebensmittel zu kommen oder fuhren in das ländliche Umland, um „hamstern“ zu gehen. Aufgrund dieser existenziellen Bedrohung kam es vermehrt zu Schleichhandel. (Vgl. Sturm / Hornung 1996: 60–61) Frauen mussten die Funktionen der fehlenden Männer übernehmen und leisteten unter anderem einen wichtigen Beitrag für den Wiederaufbau, indem sie Aufräumarbeiten verrichteten. (Vgl. Thurner 2000: 52–53)

Bis 1948 entließen die amerikanischen, britischen und französischen Mächte alle Kriegsgefangenen, bis 1955 kamen nach und nach auch die Gefangenen aus sowjetischer Haft frei. Die Rückkehr der Männer und die Wiederaufnahme in ihre Familien gestaltete sich für viele sehr schwierig. Männer, die ihre Kinder nicht aufwachsen sahen, wurden plötzlich innerhalb der Familie als fremde Personen angesehen. Außerdem war das normale Zusammenleben von Familien aufgrund der fehlenden Wohnräume fast unmöglich. (Vgl. Sturm / Hornung 1996: 63–64)

Von 1950 bis 1953 wurden die meisten Wohnungen errichtet und der wirtschaftliche Aufbau bot vor allem jüngeren Männern eine Chance auf einen Beruf, um ihre Familien zu versorgen. 1953 wurden die Lebensmittelkarten abgeschafft, der Alltag zunehmend normalisiert und die Besatzungsmächte verloren immer mehr an Bedeutung. (Vgl. Sturm / Hornung 1996: 64–66)

2.3.3 Der Staatsvertrag (1955)

Innenpolitisch musste die große Koalition aus ÖVP und SPÖ in den Nachkriegsjahren schwierige Aufgaben lösen. Nach einigen wirtschaftlichen Erfolgen sowie Steuer- und Währungsreformen ging es mit der österreichischen Wirtschaft bergauf. Nach der sogenannten „Stabilisierungskrise“ setzte ab den 1950er Jahren ein weitgehend ungebremses Wirtschaftswachstum ein und die im Jahr 1953 wiedergewählte Regierung setzte ihre Maßnahmen zur Stabilisierung weiterhin fort. (Vgl. Eigner 1999: 197–202)

Das wichtigste Ziel der Regierung war es aber, die Eigenständigkeit und Freiheit Österreichs zu erlangen und mithilfe eines ausgearbeiteten Staatsvertrages der Besatzung durch die alliierten Mächte ein Ende zu bereiten. Nach jahrelangen Verhandlungen und letzten Gesprächen in Moskau wurde der Staatsvertrag am 15. Mai 1955 von den Besatzungsmächten und dem Außenminister Leopold Figl im Wiener Schloss Belvedere unterzeichnet. Aufgrund eines festgelegten neunzigstägigen Ultimatums mussten alle Besatzungsmächte Österreich verlassen. (Vgl. Müll 1988: 10–18)

„Am 26. Oktober 1955 beschloß der Nationalrat das Bundesverfassungsgesetz über die immerwährende Neutralität Österreichs.“ (Müll 1988: 18) Die Souveränität des Landes wurde wiederhergestellt. Das Neutralitätsgesetz sollte damit als Auftrag für Österreich gesehen werden, Frieden und Sicherheit im Land zu gewährleisten und aufrecht zu erhalten. (Vgl. Müll 1988: 18)

2.3.4 Der Umgang mit der Vergangenheit in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft

Nach 1945 war Österreich vom Krieg gezeichnet. Das dunkelste Kapitel in der österreichischen Geschichte sollte auch Geschichte bleiben. Nach dem Krieg versuchte man die nationalsozialistische Vergangenheit auszublenden und begann vor allem mit den

sogenannten Entnazifizierungen. Dabei machte man zunächst keinen Unterschied zwischen „belasteten“ Nationalsozialisten und „Mitläufern“. (Vgl. Molden 1986: 286–287)

Die schwerstbelasteten Nationalsozialisten wurden teilweise von den Alliierten und teilweise von der Polizei ausfindig gemacht und verhaftet bzw. in Gefangenenlager interniert. Die ehemaligen Nationalsozialisten wurden unter anderem für die Beseitigung der Kriegsschäden eingesetzt und waren nicht wahlberechtigt. (Vgl. Molden 1986: 287–298)

Dass eine Auseinandersetzung mit der Mittäterschaft am NS-Verbrechen ausgeblendet wurde, wird durch den „Opfermythos“ (s. weiter unten) begünstigt und lässt sich spätestens durch die NS-Amnestie, bei der ehemalige Nationalsozialisten schrittweise resozialisiert und begünstigt wurden, verdeutlichen. (Vgl. Manoschek 1996: 96–102)

Was dabei vergessen wurde ist, dass eine neue Generation heranwuchs, die ein Recht darauf hatte, zu erfahren, was in der Vergangenheit genau vor sich gegangen war. Über einen langen Zeitraum hinweg wurde die österreichische Vergangenheit verschwiegen und unter den Teppich gekehrt. (Vgl. Molden 1986: 286–298)

Genauere Auseinandersetzungen über die Mittäterschaft der österreichischen Bevölkerung an den Verbrechen der Nationalsozialisten setzten erst viel später ein. Im Jahr 1986, als der damals für die Bundespräsidentchaftswahl kandidierende Kurt Waldheim durch seine Vorgeschichte als Offizier der Wehrmacht in öffentliche Bedrängnis gelangte, erfolgten schließlich hitzige internationale Debatten über Waldheim und über die Vergangenheit Österreichs. (Vgl. Vocolka 2009: 349)

2.3.4.1 Der Opfermythos

Nach 1945 entstand ein allgemeines Interesse der alliierten Mächte, Österreich zu einem souveränen Staat zu machen. Noch während des Krieges kam es im Jahr 1943 zur „Moskauer Deklaration“. Darin hieß es: „Österreich sei das erste freie Land, das der Hitlerischen Aggression, zum Opfer gefallen ist, der Anschluß sei null und nichtig, und es sei ein Kriegsziel, ein freies und wiederhergestelltes Österreich zu sehen.“ (Brix 1998: 452) Die Siegermächte hatten vor allem das Ziel, die österreichische Bevölkerung zum Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime zu bewegen. (Vgl. Rehberger 1998: 38)

Ein wesentlicher Aspekt der „Moskauer Deklaration“ besagte aber auch, „daß Österreich allerdings für die Teilnahme am Krieg an der Seite Hitler-Deutschlands Verantwortung trage, der es nicht entrinnen könne.“ (Manoschek 1996: 98) In der österreichischen Regierung wollte man an der Opferthese festhalten und versuchte deshalb bis zum Abschluss des Staatsvertrages letzteren Aspekt der „Moskauer Deklaration“ über die Verantwortung Österreichs am Kriegsgeschehen zu tilgen, indem man den „Anschluss“ Österreichs völkerrechtlich als Okkupation definierte. (Vgl. Manoschek 1996: 98)

Schließlich war es der damalige Außenminister Leopold Figl, der dazu beitrug, dass dieser Absatz kurz vor dem Abschluss des Staatsvertrages tatsächlich gestrichen wurde. Der Opfermythos war geboren und hatte seine gesetzliche Berechtigung erhalten, weshalb die Opferthese selbst in Schulbüchern anzutreffen war. Österreich wurde somit von seiner Mittäterschaft an den Verbrechen des NS-Regimes und des Zweiten Weltkrieges entlastet. Durch diesen Mythos hatte die Schuldfrage keine Bedeutung mehr, weshalb eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit erst sehr viel später erfolgen sollte. Dennoch hatte der Opfermythos eine wesentliche Bedeutung für die österreichische nationale Identitätsbildung und das Österreichbewusstsein. Österreich konnte nun jegliche Verantwortungen beiseiteschieben und die Schuld allein der Bevölkerung Deutschlands zurechnen. Außerdem konnte der Mythos dazu benutzt werden, um die geforderten Reparationszahlungen der alliierten Mächte sowie Entschädigungszahlungen für jüdische Opfer abzuwehren bzw. so gering wie möglich zu halten. (Vgl. Rehberger 1998: 39–40)

Wie sehr der Opfermythos seine Funktion des Ausblendens der Vergangenheit erfüllte, sieht man deutlich an der Resozialisation ehemaliger Nationalsozialisten. Anstelle der Entschädigung für die Opfer des „Holocaust“ wurde eine Wiedergutmachung für ehemalige Nationalsozialisten gefordert. Vor allem die ÖVP hatte ein Interesse daran, die Ex-Parteigenossen zu entschädigen. Außerdem wurden die Gesetze entschärft, sodass ehemalige Nationalsozialisten wieder wählen durften und unter anderem die Partei „VdU“ gründeten. (Vgl. Manoschek 1996: 100–102)

Den von der NS-Herrschaft verfolgten Opfern brachte man hauptsächlich Ignoranz entgegen. Es gab keine Entschädigungen, vor allem Juden und Jüdinnen wurden übergangen. Durch die österreichische Missachtung der Opfer lebten viele von ihnen in Isolation. Der Staatsvertrag legitimierte den Opfermythos, aufgrund einer Entfernung der wohl

wichtigsten Passage der „Moskauer Deklaration“, und dies sollte noch lange eine Wirkung zeigen. (Vgl. Manoschek 1996: 102–103)

Sogar bis ins Jahr 2000 wurde dieser Mythos getragen, als am 9. November, zum Jahrestag des Novemberpogroms von 1938, der damalige Bundeskanzler Wolfgang Schüssel gegenüber der Jerusalem Post laut dem „Standard“ folgendes formulierte: „Der souveräne Staat Österreich war buchstäblich das erste Opfer des Nazi-Regimes. Sie nahmen Österreich mit Gewalt“ (Der Standard online 2000).

2.3.4.2 Das Österreichbewusstsein nach 1945 / Identität, Sprache und Nation

Nach langen Jahren der Identitätskrise Österreichs, sowohl in der Ersten Republik, in der sich Österreich als Deutschösterreich verstanden hatte, als auch in der nationalsozialistischen Zeit, in der das Österreichbewusstsein nicht zulässig war, entstand nach 1945 ein Wir-Bewusstsein, welches zwar noch keine österreichische Nation betonte, dennoch einen Bezug zur Eigenständigkeit Österreichs herstellte. Viele Österreicher/innen konnten nach dem Krieg die verloren geglaubte Welt wiederentdecken und dort anknüpfen, wo es 1938 einen Bruch gegeben hatte. (Vgl. Bruckmüller 1998: 369–376)

Diese Wiederentdeckung war emotional unterschiedlich ausgeprägt. Auf der einen Seite freute man sich über einen Neubeginn und auf der anderen Seite zeigte man sich enttäuscht über die Niederlage des „Deutschen Reiches“. Auch aus politischer Sicht knüpfte man an die Zeit vor dem Krieg an und übernahm die Verfassung von 1920/29. Bereits am 8. Mai 1945 wurde das Gesetz über das Staatswappen und die Staatsfahne der Republik erlassen, was das Gefühl einer sogenannten „Wiederbeheimatung“ erzeugte. (Vgl. Bruckmüller 1998: 376–378)

Unmittelbar nach dem Krieg erfolgten Abgrenzungsversuche gegenüber den „Deutschen“ und man versuchte das Trauma des Krieges durch identitätsstiftende Maßnahmen zu überwinden. Ein nationales Denken, insbesondere im Sinne einer sprachlichen Abgrenzung, war noch nicht gegeben. In den ersten Jahren der Nachkriegszeit baute man auf der langen historischen Tradition Österreichs vor den beiden Weltkriegen auf und formulierte auf Grundlage der „Ostarrichi“-Urkunde, im Gegensatz zum nationalsozialistisch propagierten „tausendjährigen Reich“ ein „tausendjähriges Österreich.“ (Vgl. Teibenbacher 1996: 212–214)

Beide Großparteien versuchten dabei sinnstiftende Elemente zu schaffen und Österreich unter anderem als Bewahrer der Tradition, als Demokratie und die Österreicher/innen als gutgläubig, naiv und auch tolerant zu präsentieren. Es wurde ein nahezu perfektes Geschichtsbild von Österreich kreiert und dabei vergaß man nicht nur die Mittäterschaft während der NS-Herrschaft, sondern auch die zahlreichen Pogrome und Verfolgungen von Juden und Jüdinnen während des Mittelalters und der Neuzeit. Außerdem wurde Österreich als das Land der „Mitte“ Europas und Vermittler zwischen Ost- und West dargestellt, um seine Bedeutung für Europa und in der Welt zu verdeutlichen. (Vgl. Teibenbacher 1996: 214–222)

Neben diesen entstandenen Österreichbildern entwickelten sich weitere Identitätsmerkmale, welche sich auf kulturelle und historische Traditionen der Habsburgermonarchie stützten und bis heute noch als „typisch österreichisch“ angesehen werden. Die Wiener Philharmoniker sowie die Sängerknaben beispielsweise galten in der Nachkriegszeit als kulturelles Erbe und wurden in die ganze Welt als „kulturelle Botschafter“ geschickt. (Vgl. Mayer 1994: 53)

Auch der Rückgriff auf Habsburg, die Hofburg, Sissi und Lipizzaner sowie auch die Wiedereröffnungszeremonien des Burgtheaters und der Staatsoper referieren auf die Zeit vor Hitler. Man identifizierte sich also mit einer ehemaligen historischen Größe Österreichs, nämlich mit der Habsburgermonarchie, welche aber ein Vielvölkerstaat war und keinesfalls als „typisch österreichisch“ gelten kann. All diese Bezugspunkte und auch der Staatsvertrag wurden zu nationalen Symbolen in Österreich. Der Bezug zur österreichischen Monarchie, die keineswegs immer harmonisch war, wurde besonders durch das nationale Narrativ des im Jahr 1955 erschienenen Films „Sissi“ hergestellt. (Vgl. Mayer 1994: 53–54)

Wie sehr man sich auf eine eigene Identität und Nation berufen hatte, lässt sich in der Politik vor allem mit den programmatischen Leitsätzen der ÖVP aus dem Jahr 1945 verdeutlichen. Vor allem sollte im schulischen Bereich eine Erziehung zum „Österreicher“ erfolgen. Unter dem Programmpunkt „In kulturpolitischer Hinsicht“ findet sich Folgendes:

In den Schulen aller Stufen, einschließlich der Fachschulen, restlose Durchdringung des Unterrichtes mit österreichischem Gedankengut und Heranbildung der Jugend zu bedingungslosen Österreichern. [...] Intensivste Arbeit am Aufbau der österreichischen Nation, die starkes, stolzes österreichisches Staats- und Kulturbewusstsein formen muss. [...] (Austria Forum 2013)

Diese Forderung stand ganz im Sinne eines Nationsbildungsprozesses, welcher vor allem durch den institutionellen Bereich an Einfluss gewann. Neben der kulturellen und politischen Abgrenzung zu Deutschland wurde schlussendlich auch eine sprachliche Abgrenzung vorgenommen, da die deutsche Sprache eine Verbindung zu „den Deutschen“ herstellte und dadurch in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft negativ konnotiert war. Diese Abgrenzung wirkte sogar bis in den institutionellen Bereich hinein und hatte unter anderem zur Folge, dass in den österreichischen Schulen die Bezeichnung für das Unterrichtsfach „Deutsch“ geändert und dieses nunmehr unter dem Namen „Unterrichtssprache“ weitergeführt wurde. (Vgl. Bruckmüller 1998: 378)

Felix Hurdes, der damalige Unterrichtsminister (ÖVP), veranlasste diese Namensänderung. Allerdings wurde die Bezeichnung für das Schulfach bis 1955 nach und nach umformuliert und erhielt schlussendlich doch wieder die traditionelle Bezeichnung „Deutsch“. Eine wesentliche sprachliche Abgrenzung gegenüber Deutschland sollte durch die Entwicklung einer „österreichischen“ Standardsprache erfolgen. Die seit 1949 erscheinende Zeitschrift „Die Nation - Blätter für österreichische Erneuerungen“ brachte 1955 unter der Rubrik „Sprecht österreichisch“ Beiträge heraus, in denen zum Gebrauch österreichischer Ausdrücke und Formen aufgerufen und deren schriftsprachlich-standardsprachliche Anerkennung gefordert wurde. (Vgl. Wiesinger 2000: 547–549)

Letztendlich zeigte sich diese sprachliche Abgrenzung durch die ersten Versuche, Dialektismen schriftlich in einem „österreichischen Wörterbuch“ festzuhalten und diese für gültig zu erklären. Da dies aber auf Ablehnung stieß, erschien 1951 ein „österreichisches Wörterbuch“ als „Mittlere Ausgabe“ für schulische Zwecke, welches nun schriftsprachlich anerkannte Austriazismen enthielt und mit besonderer Kennzeichnung auf Wörter aus Norddeutschland hinwies. (Vgl. Wiesinger 2000: 547–549)

Das österreichische Verständnis von Identität und Nation beruht also auf vorwiegend sprachlicher und kultureller Abgrenzung gegenüber der Bevölkerung Deutschlands. Der Sprache wird dabei eine große Bedeutung zugeschrieben. Bei genauerer Betrachtung stellt sich aber heraus, dass die meisten Österreicher/innen unter einer „typisch österreichischen“ Sprache nicht die Standardsprache verstehen, sondern dialektale und umgangssprachliche Sprachformen. Das Vorhandensein einer eigenen österreichischen Standardsprache ist vielen Personen in Österreich nicht bewusst. (Vgl. de Cillia 2000: 75)

2.4 Rezeptionsgeschichtliche Aspekte des Herrn Karl

2.4.1 Die Uraufführung des Herrn Karl im Fernsehen 1961

Der „Herr Karl“ wurde am 15.11.1961 im österreichischen Fernsehen ausgestrahlt und erst später als Theaterstück aufgeführt. Aufgrund seiner Uraufführung im Fernsehen wurde der „Herr Karl“ zu einem Skandal in der österreichischen Gesellschaft. „Noch während der Fernsehsendung artikuliert sich tausendfacher Protest.“ (Pfabigan 2002: 57)

Ein zu dieser Zeit noch sehr junges Medium ist mit Sicherheit dafür ausschlaggebend gewesen, diesen Skandal entstehen zu lassen. Das Fernsehen konnte sich nach der Besatzungszeit zu einem selbstständigen Medium, ohne Einfluss der Siegermächte, entwickeln und sich in den 1950er Jahren zunehmend etablieren. Ab 1955 gab es täglich ein zwölfstündiges Programm und zusätzlich jeden Samstag ein Hauptabendprogramm. (Vgl. Ergert 1977: 7–17) Schon allein durch den Anstieg der Fernsehteilnehmer/innen bis zu den 1960er Jahren zeigte sich, wie hoch das Interesse an diesem neuartigen Medium war. (Vgl. Ergert 1977: 160)

So konnte der fast einstündige Monolog des „Herrn Karl“ durch die Etablierung des Fernsehens von einem breiten Publikum rezipiert werden. Unter dem Aspekt der Unterhaltung jedoch zeigten sich einige Personen enttäuscht, da sie sich etwas anderes unter Qualtingers Programm erwartet hatten und somit wurde die Empörung darüber zusätzlich befeuert. (Vgl. Klaffenböck 2003b: 163)

2.4.2 Erste Reaktionen

Über den Aufschrei und Protest aus der Bevölkerung berichten vor allem Biron und Kehlmann. (Vgl. Kehlmann / Biron 1995: 130–148) Aber auch in anderen Publikationen findet sich ähnliches. Dieser gewaltige Ansturm an Kritik und Fassungslosigkeit muss überwältigend gewesen sein.

Es war ein Skandal. Noch während der Fernsehsendung artikuliert sich tausendfacher Protest. Die Telefone klingelten, als ginge es um Leben und Tod. Und in den Tagen darauf schleppten die Briefträger kiloweise empörte Zuschriften in das Hauptgebäude des Österreichischen Fernsehens, in die Redaktionen der Zeitungen und zu den Briefkästen der Autoren Helmut Qualtinger und Carl Merz. Noch Wochen später riefen in deren Wohnungen vorwiegend anonym bleibende Leute an und bellten aufgeregt Beschimpfungen und sogar Morddrohungen in die Muscheln. Die Zweite Republik geriet wegen dieser Geschichte – ihrer Geschichte – aus den Fugen. (Kehlmann / Biron 1995: 130)

Der in der Forschungsliteratur oft zitierte Satz des Kritikers Hans Weigl brachte die damalige Stimmung der Bevölkerung folgendermaßen auf den Punkt: „Man hatte einem bestimmten Typus auf die Zehen treten wollen, und eine ganze Nation schrie: Au!“ (Kühn 2003: 93)

Helmut Qualtinger hatte 1961 das Kabarett verlassen, da er etwas machen wollte, das die Menschen nicht nur zum Lachen bringt, sondern eben auch zum Nachdenken anregt. „Niemand hört wirklich zu. Im Grunde ist das eigentlich alles gar nicht so lustig. Sie lachen es weg. Sie vernichten uns durch ihren Applaus. Deshalb habe ich aufgehört.“ (Qualtinger zitiert nach Kehlmann / Biron 1995: 113) Mit dem „Herrn Karl“ haben Qualtinger und Merz den Nagel auf den Kopf getroffen und konnten ihre Vorstellungen verwirklichen, sodass das Publikum nun wirklich nichts mehr zu lachen hatte. (Vgl. Krangler 2006: 46) Denn die Zuseher/innen, die bei der Premiere vor dem Fernseher saßen, wollten nicht mit dieser Figur verglichen werden. Dabei wurde das Stück oft missverstanden, da es nicht um die Beleidigung der österreichischen Bevölkerung ging, sondern darum, mithilfe der nachgeahmten realen Dialoge auf die gesellschaftliche Verdrängung der Vergangenheit aufmerksam zu machen. (Vgl. Horowitz 1996: 33)

So schreibt der damalige Fernsehdirektor des ORF, Gerhard Freund, als Antwort auf den Protest: „Wir wollten keine Generalisierung des Österreichers mit dieser Sendung erreichen. Die Sendung sollte eher zum Nachdenken anregen ... Es war bewußt eine negative Zusammenfassung. Auch Nestroy, der Österreich sehr liebte, hat mit seinen Stücken den Österreichern einen Spiegel vorgehalten ...“ (Horowitz 1996: 33)

Einige der schriftlich festgehaltenen Beschwerden aus den Leserbriefen wurden von Kehlmann und Biron (1995: 131) zusammengefasst. Diese erstrecken sich über Kommentare, die sich gegen die Darbietung und dem Inhalt des Stückes wehren wollten, bis hin zu einfachen Beschimpfungen: „Unter meinen Bekannten findet sich kein Zuhälter, kein Strizzi und auch kein charakterloser Opportunist, der von den Sozis über Heimwehr und Nazis bis zu den Russen und Amis überall dabei war ...“; oder auch „Ein Dreckfink, wer sein eigenes Nest beschmutzt!“ (Kehlmann / Biron 1995: 131) Auch ein Kommentar eines verärgerten Prominenten zeigt die hohe Anteilnahme an der kritischen Auseinandersetzung, die dieses Stück im Fernsehen auslöste. „Kaum ist Gras über die Geschichte gewachsen, kommt so ein Kamel und frißt es wieder ab.“ (Kehlmann / Biron 1995: 131)

Dies zeigt deutlich die Reaktionen aus der Bevölkerung, die sich nicht mit dem Herrn Karl identifizieren wollte. Letzterer Kommentar lässt darauf schließen, dass der allgemeine Konsens des Ausblendens der historischen Vergangenheit auch als Zustand weiter existieren sollte und das Stück, das genau dieses Thema anspricht, somit nicht verstanden wurde. Zumindest wurde dem kein Verständnis entgegengebracht. Die Kommentare machen auch deutlich, dass ein Wachrütteln der Bevölkerung in die falsche Richtung verkehrt wurde und die Botschaft nicht wirklich bei den Menschen ankam: „[...] und es hat wieder einmal niemand wirklich zugehört.“ (Pfabigan 2002: 59)

Auch wenn es wirklich missverstanden wurde, so trägt das Stück doch gerade aufgrund seiner polarisierenden Stärke zu einem zeithistorischen Moment und dessen Aufarbeitung bei. Denn die Proteste zeigten auch, dass noch Wochen nach der Ausstrahlung ein hoher Diskussionsbedarf bestand. (Vgl. Kos 2003: 94–95) Neben entsetzten Kommentaren und Beschimpfungen gab es vereinzelt auch positive Reaktionen. So verweist beispielsweise Horowitz auf einen Kommentar einer älteren Dame, die etwas Positives in dem gesamten Stück erkannte: „Ganz tief drinnen, nach außen fest abgedeckt, damit ja niemand etwas merkt, finden wir alle ein Stückerl vom Herrn Karl in uns. Diese Geschichte mußt Du uns erzählen, uns Älteren ...“ (Horowitz 1996: 33)

Im Gegensatz zu der mehrheitlich negativen Resonanz aus der Bevölkerung war die Medienberichterstattung deutlich positiver gestimmt. Dazu schreibt Kos: „Die meisten Journalisten seien dem Stück positiv gegenübergestanden.“ (Kos 2003: 94) Es gab auch Berichte, die das Stück vor der Ausstrahlung bereits vorgestellt und angekündigt haben. Dazu schreibt Kos weiter, dass „das subversive Potenzial des Stückes unterschätzt worden sein dürfte.“ (Kos 2003: 94) Denn die „Kronenzeitung“ stellte bereits vor der Premiere das Stück als „freundlich-satirischen Rückblick auf die letzten fünfzig Jahre“ (Kos 2003: 94) vor.

Laut Kos geht auch aus der Wochenzeitung „Die Furche“ eine positive kritische Stimme hervor, indem sie in ihren Bericht danach fragt: „Bist du das nicht selbst auch, steckt nicht ein Stück dieses Herrn Karl auch als Möglichkeit in dir?“ (Kos 2003: 94) Das Stück erhielt somit eine große Aufmerksamkeit und wurde gerade deshalb auch zu einem großen Erfolg, da es durch den hohen Anteil an Diskussionsbeiträgen vermutlich, wenn auch erst Jahre später, zum Nachdenken anregte.

[...] der Monolog gilt immer noch als die exemplarische Satire der ersten Hälfte der Zweiten Republik, als perfekte satirische Zeichnung eines prototypischen Österreichers mit hohem Wiedererkennungswert. [...] Die Annahme, dass der „Herr Karl“ eine repräsentative Figur darstellte, diente also ursprünglich den Gegnern als Argument; heute wird darin die Qualität des Textes gesehen. (Pfabigan 2002: 58)

2.4.3 Die Popularität des Herrn Karl

Nach dem Skandal im Fernsehen gab es mit den darauffolgenden Theateraufführungen des Stückes große Erfolge. Die Premiere auf der Bühne erfolgte im „Kleinen Theater“ und erhielt im Gegensatz zur Fernsehaufzeichnung sehr viele positive Stimmen. Unter anderem warb die „Presse“ für das Stück. (Vgl. Horowitz 1996: 34) Mit zunehmender Zustimmung zum Theaterstück wurden auch die Bühnen immer größer. Qualtinger und Merz erhielten vor allem auch von ausländischen Medien eine positive Resonanz, weshalb sie auch vom „Verband der Auslandsjournalisten“ zu den „interessantesten Österreichern des Jahres 1961“ (Horowitz 1996: 35) gewählt wurden.

Außerhalb Österreichs wurde das Stück zunächst in Deutschland berühmt. So machte „Der Herr Karl“ die Theaterbühnen in München, Köln sowie West-Berlin unsicher. (Vgl. Horowitz 1996: 140–142)

Der wohl größte, niemals zu erwartende Erfolg war mit Sicherheit die Premiere des Herrn Karl in New York. Das Österreichbild in New York war vor allem durch die jüdischen und andere verfolgten Emigranten/innen aus Österreich geprägt. Außerdem war bei den meisten Kritikern/innen das Bild eines Österreichs verbreitet, das nicht zur Aufarbeitung der Vergangenheit bereit war. Unter diesen Umständen gelang es Qualtinger, durch seine kritische Darstellung von Österreich eine Verbindung zwischen den ausgewanderten Verfolgten und Österreich wiederherzustellen. Auch die Medien in New York antworteten mit positiver Kritik und befanden das Stück, auch trotz sprachlicher Distanz zur deutschen Sprache, als wirkungsvoll. (Vgl. Horowitz 1996: 36) „Selbst wenn man überhaupt kein Wort Deutsch verstand, kam der Kern des ganzen Problems mit tödlicher Wirkung zum Vorschein.“ (Horowitz 1996: 36)

Helmut Qualtinger war mit diesem Stück am Höhepunkt seiner schauspielerischen Tätigkeit angelangt. „Es war die Rolle seines Lebens, die Qualtinger, wie er selbst einmal meinte, bis an sein Lebensende hätte spielen können.“ (Kühn 2003: 99)

Dennoch gab es auch Schattenseiten dieses Erfolges. Denn der „Herr Karl“ wurde immer wieder von den Rezipienten/innen aufgegriffen und dabei mit der Person Qualtinger

gleichgesetzt. (Vgl. Pfabigan 2002: 59) Seine weiteren schauspielerischen Leistungen und Filme wurden alle mit dem „Herrn Karl“ verglichen und schlechter bewertet. Deshalb haftete diese Rolle bis zu Qualtingers Tod vorwiegend an ihm. (Vgl. Biron 2011) Wendt schreibt in ihrer Qualtinger-Biografie zu Qualtingers Rollenidentifikation Folgendes:

Helmut Qualtingers Versuche, auf die Differenz von Person und Rolle hinzuweisen, mißlingen. Er hatte von diesem Moment an keine Chance mehr, die eigene Distanz zur Figur deutlich zu machen. Für die Zuschauer war er identisch mit dem Herrn Karl. Er war der Herr Karl. Da konnte er machen, was er wollte. (Wendt 1999: 87–88)

2.4.4 Adaptionen des Herrn Karl

Die Popularität des Herrn Karl lässt sich ebenso anhand der vielen Adaptionen verdeutlichen. Neben Artikeln wie Audio-CDs und DVDs gibt es ebenso Neuinterpretationen des „Herrn Karl“ im Theater und in Form von Lesungen. Der Kammerschauspieler Martin Zauner beispielsweise schlüpft im Jahr 2010 zum 100-Jahr-Jubiläum der Kammerspiele in die Rolle des Herrn Karl und versucht den Herrn Karl des 21. Jahrhunderts zu verkörpern. (Vgl. Wiener-Zeitung-Online 2010) Dazu schreibt die Wiener Zeitung: „Als zeitgemäßer Herr Karl schwärmt Zauner von der Donauinsel statt vom Inundationsgebiet. Der biegsame Kellernazi heute: ein hypertonischer Stammtischwortführer. Er ist lästig, enträt aber des Schreckens von 1961.“ (Wiener-Zeitung-Online 2010)

Neben Zauner versuchten auch andere, das Theaterstück zu übertragen beziehungsweise neu zu deuten. Unter anderem wird der Herr Karl durch Erwin Steinhauer im Jahr 1986 im Burgtheater gespielt. (Vgl. Rabenstein-Michel 2003: 91)

Die Inszenierung von Niels-Peter Rudolf mit der Übertragung des Textes in die heutige Konsumgesellschaft (das ununterbrochen Waren ausschüttende Fließband als Metapher) und der überraschenden Präsenz auf der Bühne der von Merz und Qualtinger nur angegebenen Nebenfiguren der Chefin und des jungen Gehilfen konnte dem Text nicht gerecht werden. (Rabenstein-Michel 2003: 90)

Um zu verdeutlichen, wie aktuell der Monolog des Herrn Karl immer noch ist, kann die Aufführung des Stückes von Klaus Rott aus dem Jahr 2017 „Wenn aus dem Karli der Herr Karl wird“ erwähnt werden. Der vielen unter dem Namen Karli Sackbauer bekannte Schauspieler erzählt dem ORF:

Ich glaube, dass es noch aktuell ist, dieser Opportunismus und sozusagen von der Täterrolle zur Opferrolle zu wechseln“, so Rott. „Ich hab auch ein Glück, dass ich mir viel Zeit gelassen hab und manche Menschen das Vorbild Qualtinger nicht mehr kennen - man muss es sagen, obwohl es auf YouTube ist. Es ist doch für viele ein neuer Stoff und die Menschen will ich natürlich auch ansprechen. (ORF-Online 2017)

Eine ebenso aktuelle und vollkommen neue Adaption des Herrn Karl nach altem Vorbild ist das Puppenspiel aus dem Jahr 2010, von dem Grazer Nikolaus Habjan unter der Regie von Simon Meusburger. Dabei stellt er die Handlungen des Herrn Karl mithilfe von Puppen nach und greift dabei auch aktuellere Themen auf. Dennoch hält er sich an die Charaktereigenschaften des damaligen Mitläufers. (Vgl. Nussmayr 2015)

Die „Presse“ beschreibt das Theater folgendermaßen:

Die Vielschichtigkeit des verachtenswerten Charakters kommt durch die Aufteilung auf mehrere Klappmaulpuppen schön zum Ausdruck. Der Kaffeehausgast zählt die politischen Ereignisse herunter, an denen er selbst stets als aktiver Schaulustiger beteiligt war, der adrette Kellner referiert über Liebschaften, Jobs und Leben im Gemeindebau. Die Dame an der Bar hat sich stets bereichert, andere ausgenutzt. Immer wieder interagieren die Puppen miteinander, machen einander Vorwürfe, tanzen und schmusen. Es ist ein amüsantes Spiel, dabei stets ermahrend und gefährlich authentisch – obwohl, oder vielleicht gerade weil Habjan moderne Anspielungen eingebaut hat. (Nussmayr 2015)

Die letzte bedeutende Adaption kommt aus dem familiären Umfeld Qualtingers, nämlich von seinem Sohn Christian. Er und der niederösterreichische Maler und Illustrator Reinhard Trinkler veröffentlichen 2014 den „Herrn Karl“ erstmals als Comicbuch. In alter Manier wird der Originaltext eingebaut und mit prägnanten Zeichnungen untermalt. Es ist ein unterhaltsames Werk, welches die Handlung und die Thematik mithilfe von teilweise übertriebenen Zeichnungen noch deutlicher hervorhebt. Dieses Comicbuch könnte ebenso dazu dienen, den Inhalt und das im Zusammenhang stehende historische Wissen, möglicherweise gerade für Schulklassen, anschaulicher und verständlicher zu machen. (Vgl. Trinkler / Qualtinger 2014)

Diese Adaptionen und Nachwirkungen des Werkes von Qualtinger und Merz zeigen in jedem Fall, dass sowohl das Interesse am Stück als auch dessen Aktualität keineswegs verschwunden ist. Ein Comicbuch ist mit Sicherheit ein guter Ansatz, um den klassischen Monolog des Herrn Karl auch der nächsten Generation zu vermitteln.

3. Sprachwissenschaftliche Perspektive

3.1 Zur sozialen Bedeutung der Sprachvariation

Menschen verfügen im Normalfall über ein gewisses Repertoire an sprachlichen Varietäten. So gibt es innerhalb einer Gesellschaft unterschiedliche Erscheinungsformen ein und derselben Sprache, welche sich durch die Korrelationen mit sozialen bzw. außersprachlichen Merkmalen innerhalb einer Gesellschaft ergeben. Es gibt sprachliche Unterschiede zwischen verschiedenen Regionen eines Landes so wie auch zwischen verschiedenen sozialen Gruppen. Diese Varietäten gelangen dann, je nach Kommunikationssituation und Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe zum Ausdruck. Das bedeutet, dass die Sprachvariation einerseits durch Anpassung erfolgt, andererseits aber auch durch einen Spracherhalt innerhalb der sozialen Situationen und Gruppen gekennzeichnet ist. Letzteres hat vor allem das Ziel die eigene Sprechweise zu erhalten, um die eigene Identität zu markieren. (Vgl. Hartig 1998: 94–105)

Beim Sprachwechsel (Code-Switching) kann im deutschen Sprachraum häufig der Wechsel zwischen Dialekt und (intendierter) Standardsprache beobachtet werden, welcher unter anderem „von Attitüden gegenüber der Sprache, die sich beispielsweise an Sprachprestige, aber auch an den Gegebenheiten der sozialen und regionalen Mobilität orientieren“ (Hartig 1998: 104), abhängig ist.

Auch in Bezug auf Österreich lassen sich unterschiedliche Einstellungen zu verschiedenen Varietäten ausfindig machen. Der Sprachgebrauch ist dabei durch soziale Kategorien wie Alter, Herkunft, Geschlecht usw. bestimmt und wird in verschiedenen Situationen unterschiedlich realisiert. Allerdings existieren die sprachlichen Varietäten nicht nebeneinander, sondern weisen einen fließenden Übergang auf. Dennoch bestimmen gesellschaftliche Konventionen bzw. die im kollektiven gesellschaftlichen Bewusstsein verankerten Zuschreibungen, unter welchen Umständen Varietäten wie Dialekt, Umgangssprache oder Standardsprache (= „Hochdeutsch“) angebracht sind. (Vgl. Wiesinger 1988: 18–19)

Für das sogenannte „Wienerische“ bzw. den Wiener Dialekt gilt, dass diese Varietät in der Öffentlichkeit auch stigmatisiert ist und tabuisiert wird, während sie im künstlerischen Umfeld wie in Literatur oder Musik Anerkennung erfahren kann. Somit gibt es

stigmatisierende Zuschreibungen für Sprachvarietäten während andere Sprachformen als „gehoben“ Prestige symbolisieren. (Vgl. Glauning 2012: 91–92) Zwischen Dialekt und Standardsprache fungiert die „Umgangssprache“ als scheinbare gesellschaftliche Konstante. Die Standardsprache genießt besondere Aufmerksamkeit, da sie allgemein in der Öffentlichkeit anerkannt wird und vor allem im schulischen Bereich sowie auch beispielsweise im Fernsehen Anwendung findet. (Vgl. Wiesinger 1988: 20)

Für die Analyse der Bedeutung der Sprachvariation haben sich vor allem zwei Forschungslinien entwickelt, die mithilfe von Code-Switching-Theorien die soziale Bedeutung der Variationen in verschiedenen Situationen herausstreichen und deuten. Einerseits entwickelte sich die soziolinguistische Perspektive nach Blom und Gumperz, welche zwischen dem „situativen“ und „metaphorischen Code-Switching“ unterscheiden. Damit richtet sich die Wahl einer bestimmten Sprachvarietät nach einer bestimmten sozialen Situation (situativ) und ebenso werden durch den Sprachwechsel soziale Werte erzeugt, welche bei der Interpretation von Äußerungen mitgedacht werden müssen (metaphorisch). (Vgl. Bößhenz 2011: 11–14)

So wird durch verschiedene Assoziationen in Bezug zu einer Sprachvarietät eine soziale Bedeutung evoziert. Der Dialekt beispielsweise kann als Symbol der Identität einer sozialen Gruppe fungieren und wird dann als „we-code“ angesehen, während die Standardvarietät durch Bedeutungen wie Formalität und Öffentlichkeit als „they-code“ interpretiert werden kann. Außerdem werden des Weiteren Unterscheidungen zwischen unmarkierter und markierter Sprachwahl getroffen, wobei ersteres meint, dass die Sprachwahl gemäß der Situation angemessen gewählt wurde, während markierte Sprachwahl die zu erwartende, der Situation angebrachte Wahl der Sprache widerspricht. (Vgl. Bößhenz 2011: 11–14)

Andererseits entwickelte sich die gesprächsanalytische Perspektive unter anderem nach Auer, die im Gegensatz bzw. als Ergänzung zu den soziologischen und kulturellen Hintergründen die Sprachvariation als „interaktiven Prozess“ versteht, welcher in Bezug zum kommunikativen Kontext, indem die Sprachvariation entsteht, gesehen werden muss. (Vgl. Bößhenz 2011: 15)

Dabei spielt nicht die Bedeutung verschiedener „Codes“ (= Varietäten) und deren soziale Bewertung eine entscheidende Rolle, „sondern der Umgang mit diesen in einem Gespräch.“ (Bößhenz 2011: 16) Der Kontext, der sich aus den Gesprächen ergibt, wird dabei durch den Verlauf eines Gespräches immer wieder neu geschaffen und durch jede Äußerung verändert. (Vgl. Bößhenz 2011: 18)

Um Gesprächsteilnehmer auf den sozialen und situativen Kontext des Gespräches aufmerksam zu machen, nutzen Sprecher zur Signalisierung kontextueller Präsuppositionen verschiedene Elemente der gesprochenen Sprache auf allen linguistischen Ebenen (Phonologie, Prosodie, Morphologie und Grammatik) und auf der non-verbalen Ebene (Gestik, Mimik und Proxemik). All diese Elemente stellen Kontextualisierungshinweise dar, an denen sich die Gesprächsbeteiligten orientieren. (Bößhenz 2011: 18)

Unter diesen Aspekten hat die Sprachvariation eine sozialsymbolische bzw. Soziales indizierende Funktion, indem sie auf bestimmte soziale Kategorien verweist, die es zu interpretieren gilt. Somit ist die Sprachvariation ein Kontextualisierungshinweis, der auf bestimmte soziale und kulturelle Muster wie soziale Identitäten oder Beziehungen und auch auf soziale Kategorien aufmerksam macht. (Vgl. Bößhenz 2011: 23)

Die Bedeutung der Sprachvariation lässt sich nur in Kombination mit dem Inhalt und mit den sie begleitenden prosodischen Verfahren erschließen. Die Sprachvariation für sich genommen kann ganz verschiedene soziale Identitäten ausdrücken und je nach Situation und Kontext unterschiedlich bewertet werden. (Bößhenz 2011: 23)

3.2 Die kommunikativen Funktionen des Dialektes

Dialekte heben sich besonders durch ihre regionale Begrenzung auf beispielsweise eine bestimmte Stadt oder eine ländliche Region von der Schrift- bzw. Standardsprache ab. Sie sind also an spezifische Regionen gebunden und somit in der Regel keine Repräsentanten einer ganzen Nation. Ebenso haben sie im Gegensatz zu den Standardsprachen kein normiertes bzw. kodifiziertes und anerkanntes Schriftsystem etabliert. (Vgl. Dittmar 1997: 184) Aufgrund dieser Tatsachen können die typischerweise negativen Zuschreibungen in Bezug auf Dialektsprecher/innen erklärt werden. So werden Sprecher/innen eines regionalen Dialektes oft einer unteren sozialen Schicht zugeordnet, während die Repräsentation von Standardsprachen in einer höheren sozialen Schicht angenommen wird. (Vgl. Hartig 1998: 123)

Auch Stilebenen werden den unterschiedlichen Varietäten zugeschrieben, wobei der als „vulgär-derb“ geltende Stil der unteren sozialen Schicht angehaftet wird. (Vgl. Löffler 2010: 146) Die oberen Schichten sprechen demnach „normal-, umgangssprachlich und gehoben.“ (Löffler 2010: 146) Diese Beschreibungen sind „idealtypisch“ und unterstellen somit einer unteren Schicht eine „Derbheit“ und „Obszönität.“ (Löffler 2010: 147)

Neben diesen negativen Konnotationen und Assoziationen in Zusammenhang mit den Dialektsprechern/innen bestehen aber einige (als positiv gewertete) kommunikative Funktionen des Dialektes, welche deshalb ebenso einen wichtigen Anteil an der Erforschung der sozialen Bedeutung der Sprache haben und nicht unberücksichtigt bleiben sollten. So weist der Dialekt, trotz gesellschaftlicher Abwertung wichtige Funktionen auf, wie Beispielweise die als Medium der Kommunikation innerhalb von Familien und unter Freunden. (Vgl. Hartig 1998: 122–123)

Der Dialekt hat zwar keine „überregionale (kommunikative) Reichweite“ (Löffler 2010: 147), dennoch kann er situationsbedingt zu einer angemesseneren Beschreibung eingesetzt werden und erfüllt somit seinen kommunikativen Zweck. Der Dialekt wirkt zwischen den Gesprächsteilnehmern/innen „distanzmindernd“ und „gruppenfestigend.“ (Löffler 2010: 142) Im schulischen Kontext beispielsweise kann der Dialekt vor allem als Veranschaulichung und Vereinfachung von bestimmten Lerninhalten und Sachverhalten gesehen werden. Ebenso wirkt der Dialektgebrauch von Lehrern/innen für die Schüler/innen oft als „vertraut“ und „realitätsnah“ (Kropf 1986: 158) und erleichtert somit den Zugang der Schüler/innen zu einem bestimmten Themenkomplex. (Vgl. Kropf 1986: 158)

Zuletzt sei noch darauf hingewiesen, dass der Dialekt als „Nähesprache“ außerdem noch eine ironische Bedeutung signalisieren kann und damit komplexe Gesprächssituationen auflockert und nachvollziehbar macht. (Vgl. Löffler 2010: 143) So gibt es doch ein reichhaltiges Repertoire an kommunikativ-Funktionalen Aspekten, die Dialekte aufweisen können und somit durchaus positive Merkmale besitzen.

3.3 Sprachbasierte Indexikalität

Unter Bezugnahme auf die Semiotik von Charles Sanders Peirce gibt es u.a. indexikalische Zeichen, die immer als ein Hinweis auf etwas gesehen werden können, beispielsweise wie ein Symptom einer Krankheit. Neben indexikalischen Zeichen führt Peirce auch weitere Auffassungen von Zeichen ein, nämlich z.B. die Ikonischen oder Symbole, wie die Morpheme einer Sprache. (Vgl. Søren 2009: 7–10)

Das indexikalische Zeichen lässt „(als Folge von etwas)“ „Rückschlüsse auf etwas anderes (einen Grund oder eine Ursache) zu.“ (Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 19)

Somit kann angenommen werden, dass ein Dialekt, wie zum Beispiel das „Wienerische“ als Index verstanden werden kann, welcher auf eine Reihe von „sozialen Bedeutungen“ verweist. Peirce führt drei im Zusammenhang mit dem Zeichen stehende Begriffe ein, nämlich die Beziehung zwischen einem „Zeichen, einem Gegenstand und einem Interpretanten.“ (Søren 2009: 18) Letzterer versteht sich als die im Bewusstsein ausgelöste Deutung des (ersten) Zeichens, welches für den Gegenstand steht. Der Interpretant ist somit selbst ein Zeichen, welches neu geschaffen wird, um die Bedeutung des „ersten“ Zeichens zu verdeutlichen. (Vgl. Søren 2009: 18)

In der (sprach-) philosophischen Forschung setzt sich vor allem Michael Silverstein mit der Indexikalität in Bezug zum mikro- und makrosozialen Kontext auseinander. Dabei erstellt er gewisse indexikalische Ebenen in denen sprachliche Äußerungen entsprechend wirksam werden. (Vgl. Silverstein 2003: 193–194)

Auf der ersten Ebene befinden sich Äußerungen die, wie im dritten Kapitel vorliegender Arbeit zu Beginn erwähnt, unmarkiert, also dem Kontext entsprechend angemessen repräsentiert sind. Die Zuordnung der Äußerungen zu jeder weiteren Ebene bedeutet, dass diese „abgestuft“ wirksam werden, da sie einen „Abstand“ zur angemessenen unmarkierten Sprachverwendung haben. So können vor allem Stereotypisierungen eines Dialektmerkmals als unangemessen gelten und eine gewisse soziale Bedeutung erzeugen, während dies in der ersten Ebene nicht der Fall ist, da diese Äußerungen als „normal“ und typisch gelten. Die weiteren Stufen der Ebenen beziehen sich somit auf die Entfernungen von einer unmarkierten Äußerung. Stereotype beispielsweise können zu einer höheren Stufe zugeordnet werden, da sie sich von der angemessenen Sprachwahl entfernen und

eine bestimmte soziale Bedeutung hervorbringen, die es dann in weiteren Schritten zu interpretieren gilt. (Vgl. Silverstein 2003: 193–227)

3.4 Kontext und Kontextualisierung

Mit dem Begriff „Kontextualisierung“ haben Jenny Cook-Gumperz und John Gumperz im Jahr 1976 einen Grundstein für die interpretativ-qualitative soziolinguistische Forschung gelegt. (Vgl. Auer 1986: 22) Aufgrund dieser ab den 1970er Jahren etablierten Zugangsweise geht man davon aus, „dass sprachliche Äußerungen von ihrem (sozialen, situativen, sequentiellen...) Kontext abhängig sind.“ (Auer 1986: 22–23)

Der Kontext wird laut Auer nicht mehr als gegeben angesehen, sondern er wird durch die Gesprächsteilnehmer/innen durch einen Interaktionsprozess konstruiert. So ist es für die Analyse vor allem schwierig, den Kontext ohne Rückgriff auf bestimmte Merkmale zu analysieren. Dennoch gilt das, was Cook-Gumperz und Gumperz als „Kontextualisierung“ bezeichnet haben, nämlich dass ein bestimmtes Wissen bei den Rezipienten/innen und den Gesprächsteilnehmern/innen vorausgesetzt wird, um den Kontext zu erschließen. (Vgl. Auer 1986: 23–24)

Kontextualisierungen sind somit laut Auer bestimmte Verfahren, „mittels derer die Teilnehmer an einer Interaktion für Äußerungen Kontext konstituieren.“ (Auer 1986: 24) Diese sogenannten „Kontextualisierungsverfahren“ bestehen aus sprachlichen oder auch nichtsprachlichen Zeichen als Kontextualisierungshinweise, welche die Interaktionsteilnehmer/innen zur Verfügung stellen, um diese mit dem Hintergrundwissen in Zusammenhang zu bringen. Dieses Hintergrundwissen beschreibt Auer im Sinne der „Frame“-Semantics als „Schemata.“ (Vgl. Auer 1986: 24)

Schemata können nicht nur als thematischer Zugang einer Interaktion betrachtet werden, sondern ebenfalls als Handlungsabläufe indiziert werden. Das bedeutet, dass den Gesprächsteilnehmern/innen durch gewisse Handlungsschemata und ihre damit im Zusammenhang stehenden Erfahrungen von anderen Gesprächen bewusst ist, in welche Richtung ein Gespräch verläuft. Auer führt dabei als Beispiel das Frage / Antwort-Schema ein, wobei die Gesprächsteilnehmer/innen durch ihr Weltwissen verstehen, dass auf eine

Frage eine Antwort folgen muss. Diese Schemata sind für alle Interaktionsprozesse enorm wichtig. (Vgl. Auer 1986: 25)

3.4.1 Kontextualisierungshinweise

Auer unterscheidet zwischen verschiedenen Kontextualisierungsmerkmalen, die einen entsprechenden Hinweis in Gesprächen geben können bzw. in Texten in Erscheinung treten. Er unterscheidet zwischen:

Kinetik und Proxemik, Prosodie (Tonhöhenverlauf, Lautstärke, Geschwindigkeit, Rhythmus und Gliederung in Tongruppen. Akzent), Blickverhalten, zeitliche Platzierung (Pausen, Simultansprechen), Varietäten-/Sprachwahl, lexikalische Variation sowie sprachliche Formulierungen. (Auer 1986: 26)

Davon werden später bei der Analyse in vorliegender Arbeit bestimmte Merkmale ausgewählt und auf ihre Wirkung hin im Text von Merz und Qualtinger untersucht. Des Weiteren beschreibt Auer: „Durch Kontextualisierungsverfahren werden Kontextualisierungshinweise und Schemata aufeinander bezogen.“ (Auer 1986: 26) Diese Verbindungen zwischen Hinweis und Schemata können folgenderweise zusammengefasst werden:

1. Der Zusammenhang zwischen Schemata und Kontextualisierungshinweisen kann nicht eindeutig interpretiert werden, da die Hinweise keine festgelegten und fixen Bedeutungen haben, welche mögliche Interpretationen bestimmen würden. Sie sind flexibel und kommen somit unterschiedlich zum Ausdruck. (Vgl. Auer 1986: 26)
2. Es gibt nicht immer nur einen Kontextualisierungshinweis, sondern mehrere entsprechende Merkmale treten zusammen auf. Das Zusammenwirken verschiedener Hinweise bildet schließlich den Kontext. (Vgl. Auer 1986: 26) Beispielsweise werden Übergänge „von einem Handlungstyp zum anderen sowohl von einer Veränderung der Körperhaltung als auch von einer Veränderung der Sprechgeschwindigkeit begleitet und indiziert.“ (Auer 1986: 26)
3. Einzelne Hinweise können mehrere Ebenen eines Kontextes bilden, die in untergeordneten und übergeordneten Systemen aufgebaut sind. Die untergeordnete Ebene bestimmt beispielsweise die Formalitäten eines Gespräches und legt klare Regeln fest,

während die übergeordnete Ebene Möglichkeiten der Interpretation von untergeordneten Hinweisen bestimmt. (Vgl. Auer 1986: 26)

4. „Einzelne sprachliche Elemente können in zwei Zeichenrelationen stehen, von denen die eine einen referentiellen Bezug etabliert, die andere ein Schema als Kontext indiziert.“ (Auer 1986: 26) Zum einen ist dies ein referentieller Bezug wie bei einem Wort wie *Schnitzel* beispielsweise, welches zum anderen in Bezug zu Schemata steht, wie beispielsweise einer stereotypisierenden Zuordnung des Begriffes *Schnitzel* zum Land Österreich. (Vgl. Auer 1986: 26)

5. „Kontextualisierungsverfahren lassen sich nach der Stellung des Kontextualisierungshinweises in bezug auf die zeitliche Gültigkeit des jeweils relevanten Schemas unterscheiden.“ (Auer 1986: 26)

Man unterscheidet dabei zwischen „internen“ und „externen“ Hinweisen sowie zwischen einzelnen, sich immer wiederholenden und dauerhaft existierenden Merkmalen. Außerdem kann zwischen sogenannten „Vorlaufelementen“, die auf ein noch nicht-existierendes Schema vorbereiten, und „schemainternen Eröffnungssignalen“ unterschieden werden. Diese Kontextwechsel können somit durch die immer wiederkehrenden Kontextualisierungshinweise einen wichtigen Input geben, um den Gesprächsteilnehmern/innen, die das Gespräch nicht genau verfolgt haben bzw. erst später ins Gespräch eingestiegen sind, die Aufnahme bzw. Wiederaufnahme des Gespräches zu erleichtern. (Vgl. Auer 1986: 26–27)

6. Kontextualisierungshinweise sind „kulturabhängig“ und rufen besonders bei der Kommunikation zwischen Menschen aus verschiedenen Kulturen „Missverständnisse [und] Stereotypisierungen“ (Auer 1986: 27) hervor.

3.4.2 Möglichkeiten bei der Analyse von Kontextualisierungen nach Peter Auer

Auer listet in seinem Beispiel fünf verschiedene Schemata auf sowie die ihnen zugrundeliegenden Kontextualisierungshinweise. Dabei sollen hier, in Bezugnahme auf die Überschriften von Auer, diese fünf Ebenen aufgelistet werden.

1. „Das Generelle Schema des fokussierten Interagierens“ und der dazugehörigen Problemstellung „Reden wir (gerade) miteinander?“ (Auer 1986: 27)

Dabei geht es um alltägliche Interaktionen, die durch Kontextualisierungshinweise den Beginn eines Gesprächs einleiten bzw. erst durch die Identifikation der Gesprächsteilnehmer/innen eine verständliche Interaktion erlauben. Auer führt dabei als Beispiel das Telefongespräch an, mit den dazugehörigen Hinweisen wie „Klingeln“ des Telefons und „Sich-Melden“, um erst einen Fokus auf das Gespräch zu legen, gefolgt von einer „Grußformel“ und einem wechselseitigen Identifizieren der Teilnehmer/innen. (Vgl. Auer 1986: 27–28) Durch dieses Schema wird also Interaktionsbereitschaft signalisiert.

2. „Schemata des turn-taking, also Rezipient, Zuhörer, Sprecher, Adressat und der dazugehörigen Problemstellung „Wer spricht (gerade) mit wem?“ (Auer 1986: 27)

Das zweite Schema bezieht sich somit auf den Verlauf einer Unterhaltung, bei der nicht genau vorauszusehen ist, wann das Gespräch zu enden hat. Dazu deuten Kontextualisierungshinweise, wie zum Beispiel die verminderte Lautstärke des/der Sprechers/in oder der Blickkontakt auf ein Ende des Gespräches hin. Diese Hinweise sowie auch zum Beispiel eine „starke Zunahme der Körperaktivität“ (Auer 1986: 32) geben aber auch bei mehreren Sprechern/innen innerhalb einer Gesprächssituation Auskunft darüber, zu welchen Zeitpunkt ein Rollenwechsel stattfindet und somit der/die nächste Sprecher/in an der Reihe ist. (Vgl. Auer 1986: 31–32)

3. „Handlungsschemata, Was tun wir (gerade)?“ (Auer 1986: 27)

Hier unterscheidet Auer zwischen „komplexen [und] einfachen Handlungstypen.“ (Auer 1986: 34) Bei den komplexen Schemata wird durch bestimmte Kontextualisierungshinweise meist auch prosodischer Art auf ein zukünftiges und somit vorhersagbares Geschehen hingewiesen. Die zukünftige Handlung ist somit durch vorbereitete Hinweise gekennzeichnet. Einfache Handlungstypen können nicht weiter zerlegt werden und dabei beziehen sich Hinweise auf das aktuelle gerade stattfindende Gespräch. Dabei bedarf es keiner Hinweise, die dieses Gespräch oder diese Situation vorbereiten, sondern solche, die sich eben auf das Gespräch beziehen. (Vgl. Auer 1986: 34–38)

Je kürzer eine Handlung ist, umso mehr wird die Kontextualisierung „handlungsintern vorgenommen.“ (Auer 1986: 37)

4. „Thematische Schemata, Worüber sprechen wir (gerade)?“ (Auer 1986: 27)

Dieser Handlungstyp setzt voraus, dass die Gesprächsteilnehmer/innen ein gemeinsames Wissen über das Gesprächsthema haben. Wenn kein Wissen über das Thema besteht, kommt es zu einem Themenbruch. (Vgl. Auer 1986: 39) Die Übergänge von einem Thema zu einem anderen werden „durch abschließende Formulierungen des alten Themas, durch Einleitungen oder Ankündigungen des neuen Themas, durch problematisches Turn-Taking, insbesondere zu erkennen an vermehrten Pausen“ (Auer 1986: 39) kontextualisiert.

5. „Beziehungsschemata, Wie stehen wir (gerade) zueinander?“ (Auer 1986: 27)

Bei diesen letzten Handlungstyp werden bestimmte Beziehungen zwischen den Sprechern/innen, aufgrund von Zuwendung oder Abwendung auf Basis der verwendeten Kontextualisierungshinweise, aufgebaut. Dies geschieht schon meist bei der Eröffnung eines Gespräches. Beide oder mehrere Gesprächsteilnehmer/innen müssen dabei die gleichen oder ähnliche Identitäten aufweisen, damit eine Beziehung aufrecht erhalten bleibt. Werden die Kontextualisierungshinweise am Beginn eines Gespräches, beispielsweise durch einen rassistischen Witz von dem/der anderen Teilnehmer/in nicht angenommen, da der Witz beleidigend für den/die Betroffenen/e ist, signalisiert er/sie eine Distanz und nimmt dabei die ihm/ihr durch den Witz zugeschriebene Rolle nicht an. (Vgl. Auer 1986: 40–41)

Beziehungen können aber auch nonverbal kontextualisiert werden, wenn zum Beispiel durch Hierarchien bei Theateraufführungen, Vorträgen oder auch im Gericht eine Distanz zwischen den „wichtigen Teilnehmern“, beispielsweise dem Richter im Gericht, und den „weniger wichtigen Teilnehmern“ (Auer 1986: 41) signalisiert wird.

All die genannten Aspekte geben Einblicke in die Theorie der Kontextualisierung und können auf verschiedene Gespräche oder Texte angewendet werden, wie dies auch im letzten Abschnitt vorliegender Arbeit an einem Beispiel, nämlich dem Ein-Personen-Stück „der Herr Karl“, verdeutlicht werden soll.

4. Soziolinguistische Untersuchung

4.1 Auswahl der Textfassung und der Textstellen für die Analyse des Herrn Karl

Für die folgende soziolinguistische Untersuchung, in der die in Kapitel 3 behandelten Ansätze unter besonderer Berücksichtigung der Kontextualisierungstheorie nach Auer (vgl. Kapitel 3.4) zur Anwendung kommen, habe ich unterschiedliche Textfassungen des „Herrn Karl“ miteinander verglichen, um mich auf eine bestimmte Fassung festzulegen. Ich habe mich für den Text aus dem Jahr 1962 (vgl. Merz / Qualtinger 1962) entschieden, da die Phänomene der Sprachvariation in dieser Fassung graphemisch gut reflektiert werden und der Text der Uraufführung des Stückes aus dem Jahr 1961 sehr nahesteht, während sich spätere Textfassungen vom Original weitgehend entfernen. Der vorliegend analysierte Text ist nicht als Transkript zu begreifen, dennoch versucht er die Sprachvariation wie in der mündlichen Aufführung im Fernsehen so originalgetreu wie möglich ohne Lautschrift umzusetzen.

Die Textstellen habe ich so ausgewählt, dass sie die meiner Meinung nach wichtigsten Kontextualisierungshinweise erkennen lassen und ebenso die prägnanten historischen Zäsuren veranschaulichen. Dafür wurden vier Stellen ausgewählt, um die Hinweise zu analysieren, die Funktionen der Sprachvariation zu beschreiben und diese im Hinblick auf den sozialen und historischen Kontext zu untersuchen.

Die Textstelle 1 behandelt dabei den Brand des Justizpalastes (vgl. Kapitel 2.3.1.1) aus dem Jahr 1927 als wichtiges historisches Ereignis und gibt auch einige nonverbale Hinweise, beispielsweise die durch Punkte dargestellten Pausen, aber auch die onomatopoeische Repräsentation wie >>tatü<<, wie in der nachstehenden Textstelle deutlich wird.

Textstelle 1:

Und dann is das Jahr sechsundzwanzig gekommen mit den Brand vom Justizpalast. Sechsundzwanzig war es ... des waaß i ganz genau. Da is a Onkel von mir g'storben ... er hat mir eh nix hinterlassen ... und da war des mit den Palast ... siebenundzwanzig wars.

Und da sans also marschiert ... i waaß ja net genau, was los war ... es war jedenfalls a Feuer ... a Mordsfeuer war ... a schöner Brand ... I hab ja an sich Feuer gern. Mir san alle hing'rennt und ham g'schaut ... i siech gern Feuer ... wann i a Feuer siech und hör >>tatü<<, renn i hin. I hab des gern, wann so de Leit ummanandastehn ... Auch Unfälle. Wenn a Unfall is ... und de Leit ... da hör i scho: >> Heerst, da pickt ana, da liegt ana ... <<da renn i hin ... glei bin i dort. Weil: I bin hart. Weil: I war beim Luftschutz. I hab viel g'sehn ... *Nach oben* Ja, Frau Chefin, ja! Selbstverständlich! (Merz / Qualtinger 1962: 11)

Die Textstelle 2 behandelt die historischen Entwicklungen in den 1930er Jahren und den in diesem Zusammenhang stehenden Austrofaschismus (vgl. Kapitel 2.3.1.2). Auch hier können einige Kontextualisierungshinweise ausfindig gemacht werden, die später noch genauer beschrieben werden sollen. Hier sei nur auf den Hinweis der Sprachvariation verwiesen, welche durch ihr Wechselspiel mehrere Bedeutungen evoziert:

Textstelle 2:

De Dreißigerjahr? Da war i sehr oft arbeitslos. Hackenstad. War immer dazwischen arbeitslos. Ein Leben, junger Mensch! Dazwischen arbeitslos, dazwischen hab i was g'habt, arbeitslos ... was g'habt ... oft meine Posten g'wechselt. I war unbeständig ... i war ein Falter. [...] Na – im Vieradreißigerjahr ... wissen S' eh, wia des war. Naa, Se wissens net. Se san ja z'jung. Aber Se brauchens aa net wissen ... Das sind Dinge, da wolln ma net dran rühn, da erinnert man sich nicht gern daran ... niemand in Österreich ... Später bin i demonstrieren gangen für de Schwarzen ... für de Heimwehr ... net? Hab i fünf Schilling kriagt ... Dann bin i ummi zum ... zu de Nazi ... da hab i aa fünf Schilling kriagt ... naja, Österreich war immer unpolitisch ... i maan, mir san ja kaane politischen Menschen ... aber das Geld is z'sammkumma, net? (Merz / Qualtinger 1962: 14)

Die Textstelle 3 behandelt den „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im Jahr 1938 (vgl. 2.3.1.3), und auch hier können einige Kontextualisierungshinweise in Form von Pausen, Sprachvariation und lexikalischer Bedeutung herausgegriffen und analysiert werden. Ein nonverbales Signal ist dabei aber vielleicht noch interessanter, da es in den anderen Textstellen nicht vorkommt und sich somit abhebt. Es handelt sich dabei um eine Regieanweisung *Er lacht*, welche in der folgenden Textstelle ausfindig gemacht werden kann.

Textstelle 3:

Und dann is eh der Hilter kumma ... Naja – des war eine Begeisterung ... ein Jubel, wie man sie sich überhaupt nicht vorstellen kann – nach diesen furchtbaren Jahren ... die traurigen Jahre ... Endlich amal hat der Wiener a Freid g'habt ... a Hetz ... ma hat was g'segn, net? Des kennen S' Ihna gar net vurstelln ... Wann san Se geboren? Achtadreißg? Naja, also, mir san alle ... i waaß no ... am Ring und am Heldenplatz g'standen ... unübersehbar warn mir ... man hat gefühlt, ma is unter sich ... es war wia bein Heirigen ... es war wia a riesiger Heiriger ...! Aber feierlich. Ein Taumel. *Er lacht* Na, drum san se ja achtadreißg geborn ... De Deutschen san einmarschiert ... de Polizei is g'standen mit de ... also mit de Hakenkreizbinden ... es war furchtbar ... das Verbrechen, wie man diese gutgläubigen Menschen in die Irre geführt hat ... (Merz / Qualtinger 1962: 18–19)

Die Textstelle 4 und damit die letzte zu untersuchende Stelle behandelt die Plünderungen und sogenannten „Reibpartien“ während des „Anschluss-Pogroms“ im Jahr 1938 (vgl. 2.3.1.3). Diese Textstelle gibt nicht zuletzt Hinweise, welche sich sehr deutlich in Bezug auf den historischen Kontext interpretieren lassen.

Textstelle 4:

[...] da war a Jud in Gemeindebau, der Tennenbaum ... sonst a netter Mensch ... da ham's so Sachen gegen de Nazi g'schrieben g'habt auf de Trottoirs ... und der Tennenbaum hat des aufwischen müassn ... net er allani ... de andern Juden aa ... hab i ihm hing'führt, daß ers aufwischt ... und der Hausmaster hat halt zuag'schaut und hat g'lacht ... er war immer bei aner Hetz dabei ... Nachn Kriag dann is er z'ruckkumma, der Tennenbaum. Hab i ihm auf der Straßen troffen, hab i g'sagt: >>Habediehre, Herr Tennenbaum!<< hat er mi net ang'schaut. I grüaß ihn no amal: >>- 'diehre, Herr Tennenbaum ...<< er schaut mi wieder net an. Hab i ma denkt ... na bitte, jetzt is er bees ... Dabei – irgendwer hätt's ja wegwischen müaßn ... i maan, der Hausmaster war ja aa ka Nazi. Er hats halt net selber wegwischen wolln. Alles, was man darüber spricht heute, is ja falsch ... es war eine herrliche, schöne ... ich möchte diese Erinnerung nicht missen ... Dabei hab ich ja gar nichts davon g'habt ... Andere, mein Lieber, de ham si g'sund g'stessn ... Existenzen wurden damals aufgebaut ... G'schäften arisiert, Häuser ... Kinos! I hab nur an Juden g'führt. I war ein Idealist. (Merz / Qualtinger 1962: 19–20)

Alle ausgewählten Textstellen sollen im Anschluss auf Kontextualisierungshinweise überprüft werden, um mögliche Handlungsabläufe bzw. „Schemata“ (vgl. die Kapitel 3.4.1 und 3.4.2) daraus abzuleiten und zu interpretieren. Dazu werden drei Typen von Hinweisen ausgewählt, welche im Text ausfindig gemacht werden können, nämlich die Sprachvariation, die lexikalische Variation im Besonderen und prosodische Merkmale. Dazu kann kurz erläutert werden, was die einzelnen Typen von Kontextualisierungshinweisen für Charakteristika aufweisen.

Die Sprachvariation wurde bereits unter den sprachwissenschaftlichen Aspekten der sozialen Bedeutung im Kapitel 3 erwähnt. Die Sprachvariation wird dabei in Bezug auf das Code-Switching als Kontextualisierungshinweis gedeutet. Damit im Zusammenhang steht die lexikalische Variation. Ein Beispiel für die spezifisch lexikalische Variation ist das dialektale Lexem *hackenstad* anstelle des standardsprachlichen Ausdruckes *arbeitslos*. (Vgl. Barbour 1998: 104–107)

Unter den anderen Merkmalen sollen vor allem die durch die schriftliche Wiedergabe des Textes bezeichneten nonverbalen Signale verstanden werden, wie zum Beispiel Pausen,

durch Punkte gekennzeichnet, oder andere Signale, wie zum Beispiel der Verweis auf Handlungen wie das Lachen. (s. Merz / Qualtinger 1962)

Zunächst aber muss geklärt werden, wie die Sprachvariation im Text überhaupt ausfindig gemacht werden kann und durch welche Merkmale sie gekennzeichnet ist. Dafür können phonologische und lexikalische Indizien herangezogen werden, um zu interpretieren, ob es sich um „Dialekt“ oder die Standardvarietät („Hochdeutsch“) handelt.

4.2 Repräsentation der Sprachvariation im Herrn Karl

4.2.1 Phonologische Merkmale

Auf Basis der qualitativen und quantitativen Erforschung der „soziophonologischen Sprachvariation“ von Silvia Moosmüller können einige phonologische Aspekte der Variation der deutschen Sprache in Wien herausgegriffen und mit dem Text von Qualtinger und Merz verglichen werden. Moosmüller unterscheidet dabei zwischen „Wiener Dialekt“ und „Wiener gehobene Umgangssprache.“ (Vgl. Moosmüller 1987: 1–3)

Viele phonologische Merkmale stellen dabei Charakteristika dialektaler bzw. „umgangssprachlicher“ Repräsentationen dar, wie zum Beispiel die „l-Vokalisierung“ wie [ka: βœ] - *Kabe* für das Wort *Kabel*, oder der Wegfall bzw. die Reduktion des Präfixes <ge-> wie in [ksa:kt] - *g'sagt* für *gesagt*. (Vgl. Moosmüller 1987: 16–24)

Der Dialekt im „Herrn Karl“ wird in der schriftlichen Fassung, bis auf wenige Ausnahmen, kaum durch eine „l-Vokalisierung“ ausgedrückt, zumindest diesbezüglich graphemisch nicht deutlich realisiert. Beispiele für den Wegfall bzw. die Abschwächung des Präfixes <ge-> finden sich aber des Öfteren im Text. Ein Beispiel für beide Phänomene lässt sich am folgenden Satz im Text verdeutlichen: „I hab damals nix z'tuan **g'habt**...bin i **vü** in Wirtshaus **g'sessen**...“ (Merz / Qualtinger 1962: 15)

Beide Erscheinungen wurden hervorgehoben. Die „l-Vokalisierung“ wie in <vü> kommt aber im Text sehr selten vor.

Ein wesentlich wichtigeres und eindeutiges für den Wiener Dialekt charakteristisches Anzeichen ist aber die „Wiener Monophthongierung“ und die damit einhergehende „Ersatzdehnung.“ (Vgl. Moosmüller 1987: 9–11) Dieses Phänomen beschreibt Moosmüller „als eine Abfolge von Assimilationsprozessen“ (Moosmüller 1987: 9), welche durch

„Labialisierung“, „tensing“ und „Lowering“ gekennzeichnet sind und die dadurch entschundene Länge des Diphthongs durch „Ersatzdehnung“ ausgleichen. (Vgl. Moosmüller 1987: 9–11)

Dies bedeutet, dass Diphthonge zunächst zu einem Monophthong werden und dieser durch Ersatzdehnung verlängert wird, wie zum Beispiel [vaɪs] wird zu [væ:s] - ‘weiß’. (Vgl. Moosmüller 1987: 11) Anstelle der Diphthonge <ei> oder <ai> tritt manchmal, aber nicht immer dialektal ein gedehntes <a>. (Vgl. Mayr 1980: 29–30)

Diese Monophthongierung und die damit einhergehende Ersatzdehnung ist in der Textfassung „Der Herr Karl“ am häufigsten realisiert worden, und zwar durch die graphemische Darstellung <aa>, wie hier in einigen Beispielsätzen aus dem Text gezeigt werden kann: „**Naa**, Se wissens net. [...] Aber se brauchens **aa** net wissen...“ (Merz / Qualtinger 1962: 14). Genauso auch in „Und da sans also marschiert... i **waab** ja net genau, was los war.“ (Merz / Qualtinger 1962: 11)

So kann also hinsichtlich der phonologischen Merkmale im „Herrn Karl“ zusammengefasst werden, dass „dialektales“ Sprechen gegenüber der Standardsprache im Schriftbild identifiziert werden kann. Somit kann gesagt werden, dass Merz und Qualtinger die Absicht verfolgt haben, dialektale Phänomene in den Text einzubauen und diese gegenüber einer sogenannten Hochsprache abgrenzen.

4.2.2 Lexikalische Merkmale

Zunächst muss angemerkt werden, dass es keine kodifizierte Norm bzw. Orthografie des Wiener Dialekts gibt. (Vgl. Wehle 2012: 15–18) So weicht die Schreibweise zwischen dem „Herrn Karl“ und anderen Texten z.T. erheblich ab. Beispielsweise findet sich im „Wörterbuch der Wiener Mundart“ die Bezeichnung *Hawara* für *Freund* (vgl. Grüner / Hornung 2002: 490) im Gegensatz zu *Haberer* im „Herrn Karl.“ (Vgl. Merz / Qualtinger 1962: 16)

Im folgenden Abschnitt sollen nun einige Lexeme aus dem „Herrn Karl“ herausgegriffen werden, die dem „Dialekt“ zuzuordnen und gegenüber der Standardsprache abzugrenzen sind. Die Auswahl der Wörter erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern soll

lediglich zeigen, dass der Dialekt im Werk nicht nur, wie im letzten Kapitel gezeigt phonologisch, sondern auch lexikalisch eingesetzt wird. Wenn man nun beim Lexem *Haberer* bleibt, so erscheint dieses in (Grüner / Hornung 2002: 490) als die Bezeichnung für *Freund* oder *Bekannter*.

Im „Österreichischen Wörterbuch“ findet sich das Wort unter *Haberer* ebenso mit der Bedeutung *Freund* oder *Liebhaber* und dem Verweis auf einen besonders in Wien „umgangssprachlich saloppen“ Ausdruck. (Vgl. BMUKK (Hg.) 2009: 288) Im „Duden-Online“ wird *Haberer* als „österreichisch umgangssprachlich“ bezeichnet. (Duden-Online) Somit kann angenommen werden, dass es sich bei dem Lexem *Haberer* um kein standardsprachliches Wort und eine Eigenheit handelt, die insbesondere für die Alltagssprache in Wien typisch ist. Außerdem grenzen den Begriff alle Nachschlagewerke von der Standardsprache ab, weshalb das Wort auch als dialektnah (umgangssprachlich) angesehen werden kann.

Im Text findet sich auch das Wort *Kombinesch*: „...i hab ma' s Hemd auszogn, sie war in der Kombinesch...“ (Merz / Qualtinger 1962: 27) In (Grüner / Hornung 2002: 549) findet sich dieser Ausdruck mit der Bedeutung ‘Unterkleid bei Damen’. Etymologisch betrachtet ist dieser Begriff eine französisierende Weiterbildung zu *combiner*. (Vgl. Grüner / Hornung 2002: 549) Im Duden-Online ergab die Suche keinen Treffer, während im „Österreichischen Wörterbuch“ noch unter *Kombination* die Ableitung *Kombinesch* zu finden ist, mit dem Verweis auf eine veraltete Umgangssprache (vgl. BMUKK (Hg.) 2009: 369).

Noch ein Beispiel für ein dialektales Wort in „Der Herr Karl“ ist der Begriff *hackenstad*: „De Dreißgerjahr? Da war i sehr oft arbeitslos. Hackenstad.“ (Merz / Qualtinger 1962: 14) Laut (Grüner / Hornung 2002: 478) leitet sich *hocknschdad* etymologisch vom Begriff *Hockn* für das standarddeutsche Wort *Hacke* und dem Wort *schdad* für Standarddeutsch *still* ab und bedeutet wörtlich „still mit der Hacke.“ (Grüner / Hornung 2002: 478)

Die Hacke, mit der gearbeitet wird, ist „still“, da sie nicht mehr benötigt wird, kommt man in weiterer Folge zur Bedeutung ‘arbeitslos’. (Grüner / Hornung 2002: 478) Im „Österreichischen Wörterbuch“ findet man unter *hackenstad* die Angabe, dass es sich um einen in Ostösterreich saloppen umgangssprachlichen Ausdruck für arbeitslos handelt.

(Vgl. BMUKK (Hg.) 2009: 288) Auch auf „Duden-Online“ wird der Begriff der ostösterreichischen Umgangssprache zugeschrieben. (Vgl. Duden-Online)

So kann für alle ausgewählten Lexeme gesagt werden, dass es sich tatsächlich um besonders in Wien gebräuchliche Begriffe handelt bzw. diese nicht einer sogenannten Hochsprache zugeschrieben werden. Zwei weitere Begriffe, die hier noch unter die Lupe genommen werden sollen, sind vor allem für die semantische Dimension der Analyse des Kontextes im „Herrn Karl“ von großer Bedeutung. Diese Begriffe sind *Hetz* und *Heuriger*. „Endlich amal hat der Wiener a Freid g’habt ... a Hetz [...] es war wia bein Heirigen [...]“ (Merz / Qualtinger 1962: 18–19)

In (Grüner / Hornung 2002: 498) findet man *Hetss* mit der Bedeutung ‘Spaß’. Etymologisch geht dieser Spaß „auf die Tierhetzen zur Zeit Karls VI.“ (Grüner / Hornung 2002: 498) zurück.

Im „Österreichischen Wörterbuch“ findet man *Hetz* als umgangssprachlichen Ausdruck für ein „fröhliches Treiben“ (BMUKK (Hg.) 2009: 306) und auf Duden-Online wird als Bedeutung ‘Spaß oder auch Belustigung mit der ursprünglichen Bedeutung der Hetzjagd auf Tiere’ angegeben, gekennzeichnet ist das Wort als österreichisch-umgangssprachlich. (Vgl. Duden-Online)

Hingegen ist *Heuriger* kein dialektales Wort. Hier fehlt auch die entsprechende Klassifikation in den Nachschlagewerken. Allerdings wird im Duden-Online der Gebrauch des Wortes *Heuriger* als „besonders österreichisch“ (Duden-Online) bezeichnet. Gemeint ist mit diesem Begriff das entsprechende Lokal, welches als Eigenheit der österreichischen Kultur gesehen wird.

Die beiden letztgenannten Lexeme liefern einen wichtigen Beitrag, um sie in Bezug zum Kontext im „Herrn Karl“ zu stellen und zu analysieren. Dies soll noch im letzten Teil vorliegender Arbeit gezeigt werden.

4.2.3 Diminutive

Allgemein gesagt sind synthetische Diminutive in der Standardsprache am häufigsten durch die Suffixe *-chen* und *-lein* gekennzeichnet, im bairischen bzw. Wiener Dialekt aber durch das *-l*-Suffix und dessen Varianten *-l* und *-erl* repräsentiert. Das Wienerische

zeichnet sich durch eine hohe Frequenz an Diminutivformen aus, wobei insbesondere -*erl*-Deminutive oft eine pragmatische Funktion haben. (Vgl. Öller 1994: 17)

Auch im „Herrn Karl“ lassen sich Diminutive ausfindig machen, allerdings kommen diese nicht so häufig zum Einsatz wie vielleicht angenommen. Beispielsweise lässt sich *Madl* (im Plural *Madln*) finden: „Aber sonst ham mir a Hetz g’habt... manchesmal... i maan... mit de Katzen... mit de Madln...“ (Merz / Qualtinger 1962: 11–12)

Weitere Verkleinerungsformen sind beispielsweise *Siedlungshäuserl* „- sie hat durt a so a Siedlungshäuserl g’habt von ihre Eltern...“ (Merz / Qualtinger 1962: 26) oder auch *Papierl* wie im folgenden Satz: „Im Sommer, wanns haaß war, ham ma das Essen ins Papierl packt, [...]“ (Merz / Qualtinger 1962: 27)

So kann zusammenfassend gesagt werden, dass dialektale Merkmale, sowohl auf phonologischer als auch lexikalischer und morphologischer Ebene im Ein-Personen-Stück „Der Herr Karl“ von Qualtinger und Merz vorhanden sind und als Beleg für die intendierte Verwendung der Sprachvariation als Kontextualisierungshinweis gelten können.

4.3 Analyse

Im Rahmen der folgenden Analyse werden drei Typen von Kontextualisierungshinweisen fokussiert, nämlich die Sprachvariation in Form des Wechsels zwischen Standardsprache und „Dialekt“ (bzw. Nonstandard-Deutsch), die lexikalische Variation sowie nonverbale Merkmale wie Pausen und andere Signale. In einem weiteren Schritt werden die aus den Hinweisen resultierenden Handlungsschemata dargestellt und in Bezug zum historischen und sozialen Kontext interpretiert. Die Auswahl der Kontextualisierungshinweise sowie die Klassifikation der Schemata erfolgen auf Basis der Theorie von Auer (1986) (vgl. Kapitel 3.4). In Verbindung mit dem historischen Kontext wird auf die unter Kapitel 2.3 zusammengefassten historischen Zäsuren verwiesen.

4.3.1 Textstelle 1 / Kontextualisierungshinweise und mögliche Schemata

Und dann is das Jahr sechsundzwanzig gekommen mit den Brand vom Justizpalast. Sechsundzwanzig war es ... des waaß i ganz genau. Da is a Onkel von mir g'storben ... er hat mir eh nix hinterlassen ... und da war des mit den Palast ... siebenundzwanzig wars.

Und da sans also marschiert ... i waaß ja net genau, was los war ... es war jedenfalls a Feuer ... a Mordsfeuer war ... a schöner Brand ... I hab ja an sich Feuer gern. Mir san alle hing'rennt und ham g'schaut ... i siech gern Feuer ... wann i a Feuer siech und hör >>tatü<<, renn i hin. I hab des gern, wann so de Leit ummanandastehn ... Auch Unfälle. Wenn a Unfall is ... und de Leit ... da hör i scho: >> Heerst, da pickt ana, da liegt ana ... <<da renn i hin ... glei bin i dort. Weil: I bin hart. Weil: I war beim Luftschutz. I hab viel g'sehn ... *Nach oben* Ja, Frau Chefin, ja! Selbstverständlich! (Merz / Qualtinger 1962: 11)

In dieser Textstelle wirken verschiedene Kontextualisierungshinweise zusammen, die es zu interpretieren gilt. Dabei sollen diese aber keineswegs einzeln untersucht, sondern ihr Zusammenwirken verdeutlicht und interpretiert werden. Aus der Synergie von Sprachvariation, lexikalischen Elementen und den nonverbalen Merkmalen wie Pausen resultieren unterschiedliche Handlungstypen („Schemata“) (vgl. Kapitel 3.4), die nun gedeutet werden sollen.

Die ausgewählten Hinweise stehen in einer bestimmten Zeichenrelation zueinander und lassen durch ihr Zusammenwirken unterschiedliche Assoziationen zu. Die Sprachvariation wird in der Textstelle 1 vor allem durch den Wechsel zwischen standardsprachlichen und dialektalen Äußerungen deutlich und gibt Rückschlüsse auf die Herkunft des Sprechers (bzw. könnte theoretisch auch angenommen werden, dass es sich um zwei oder auch

mehr Sprecher/innen handelt, die durch die Repräsentation zweier unterschiedlicher Varianten charakterisiert werden).

Diese Möglichkeit soll hier aber ausgeschlossen werden. Es handelt sich vielmehr um einen Sprecher, der zwischen Dialekt und Standardsprache wechselt. Die Sprachvariation kann dabei als referentieller Bezug gedeutet werden, wobei jeder Varietät bestimmte soziale Bedeutungen zugeschrieben werden. Die standardsprachliche Kommunikation wird der „höheren“ sozialen Schicht zugeordnet, während der Dialekt mit der „unteren“ sozialen Schicht in Verbindung gebracht wird. Der Dialekt kennzeichnet im untersuchten Text außerdem das „typisch Wienerische“ und wird mit der Arbeiterschicht („Proleten“) in Wien assoziiert. Der entsprechende Sprachwechsel wiederholt sich in der Textstelle immer wieder und auch im gesamten Werk bleibt diese Art von Wechsel konstant. Dadurch kann die Variation als ein sich ständig wiederholender Kontextualisierungshinweis verstanden werden, der die Zuordnung von Sprache und sozialer Schicht und die daraus resultierende Funktionalisierung von sozialer Bedeutung während des gesamten Stückes aufrecht hält.

So kommen den zwei sich ständig abwechselnden Sprachtypen unterschiedliche Funktionen bzw. Rollen zu. Der (eher) standardsprachliche Typ wirkt durch den etwas gehobeneren Stil als eine Art höherer Instanz, die einen Handlungsablauf einleitet bzw. eine erzählende Funktion hat und auf ein bestimmtes historisches Ereignis aufmerksam macht: „Und dann is das Jahr sechsundzwanzig gekommen mit den Brand vom Justizpalast. Sechsundzwanzig war es.“ Mit der Kennzeichnung der darauffolgenden Pause wird auf eine Änderung des Sprachtypus hingewiesen, auf einen Wechsel hin zur dialektalen Varietät: „des waaß i ganz genau.“

Der Dialekt wirkt wie eine Art vertraute Stimme, die das standardnah Erzählte bestärkt und sich in weitere Pausen zerlegen lässt. Die Pausen weisen dabei auf einen Kontextwechsel hin, welcher sich durch fragmentarische Äußerungen ausdrückt und einen Bezug zur rahmenden standardsprachlichen Äußerung herstellt.

Die Erinnerung an das genaue Datum des Brandes hebt der Sprecher durch ein neues Thema hervor, „Da is a Onkel von mir g’sorben ... er hat mir eh nix hinterlassen... und da war des mit den Palast“, das dann im Bezug zum Ereignis gestellt wird. Die Pausen

weisen also auf einen Wechsel im Allgemeinen hin. Damit kann der Wechsel zwischen (intendierter) Standardsprache und Dialekt sowie auch zwischen altem Thema und neuem Thema verstärkt gekennzeichnet werden.

Andere nonverbale Hinweise finden sich in dieser Textstelle etwa in Form der Markierung >>, <<, die neben der direkten Rede als Signal für etwas Hörbares gelten können und damit ebenso einen thematischen Übergang bzw. einen Kontextwechsel indizieren. So wird durch das Symbolisieren der Sirene „>>tatü<<“ oder anhand der Wiedergabe einer vom Protagonisten gehörten Äußerung anderer Sprecher/innen wie „>> Heerst, da pickt ana, da liegt ana ... <<“ ein neuer Kontext indiziert, der den Bezug zu den anderen Äußerungen und Hinweisen verstärkt.

So stehen zum Beispiel einzelne Wörter in direktem Bezug zu diesen Signalen, wie zum Beispiel das *Feuer* als Referenz für die folgende Alarmsirene „tatü“ oder der „Unfall“ als Referenz für die Äußerung *da pickt ana, da liegt ana*. Der neue Kontext, der dann eröffnet wird, kann beispielsweise unter den Themen „Brandbekämpfung“ und „Sensationsgier“ subsumiert werden. Zum Schluss wird noch ein Hinweis deutlich, der auf das Vorhandensein einer weiteren Person deutet *Nach oben*, womit ein neuer thematischer Zugang geschaffen wird.

Im Zusammenhang mit der Sprachvariation und den Pausen als Kontextualisierungshinweis geben auch die lexikalischen Phänomene gewisse Hinweise. So wird im ersten Satz noch ein falsches Datum für den Brand des Palastes genannt (*das Jahr Sechszwanzig*), während im zweiten Satz verdeutlicht wird *sechszwanzig war es* und zum Schluss durch die Formulierung *Siebenundzwanzig wars* das Datum berichtigt wird. Mit den ersten zwei Formulierungen assoziiert man zweifelsfrei einen gehobeneren Stil aufgrund der Standardsprache, während die letzte Formulierung mit *wars* eher der Umgangssprache oder dem Dialekt nahekommt.

So kann hiermit gedeutet werden, dass auf einen thematischen Wechsel verwiesen wird. Das erste Thema ist der ungenaue Umgang mit der Erinnerung an ein wesentliches Ereignis in der österreichischen Geschichte, was mittels gehobener Sprache eingeleitet wird, während das zweite Thema, mithilfe dialektaler Sprache indiziert, eine „genauere“ Auseinandersetzung mit der Geschichte andeutet.

Noch deutlicher steht die lexikalische Variation in einer Zeichenrelation. So wird durch unterschiedliche Lexeme und Formulierungen wie *Mordsfeuer*, *Brand* und *schöner Brand* auf ein übergeordnetes Lexem, nämlich *Feuer*, verwiesen. Hier entstehen vor allem unterschiedliche Assoziationen im Bezug zum Brand des Palastes. *Mordsfeuer* indiziert ein bedrohliches Szenario während das einfache *Brand* weniger bedrohlich wirkt. Das *schöne Feuer* hingegen eröffnet wiederum ein neues Thema und kann als neue Referenz für weitere Assoziationen und Schemata betrachtet werden.

4.3.1.1 Funktionen der Sprachvariation

Die erwähnten Aspekte der Sprachvariation können in Bezug auf diese Textstelle wie folgt gedeutet werden:

1. Die Sprachvariation kann in dieser Textstelle als Kontextualisierungshinweis verstanden werden, der vorwiegend thematische Schemata indiziert.
2. Die Sprachvariation hat die Funktion der Repräsentation einer sich ständig wechselnden Instanz. Die (intendierte) Standardsprache wirkt als ein Medium des Erzählens. Sie leitet ein großes Thema ein, in diesem Fall das Ereignis des Justizpalastbrandes, und auch ein neues Thema wie die Unfälle, indem ein neuer Absatz mit den Worten *Auch Unfälle* beginnt. Danach übernimmt ein dialektaler Sprachtyp den weiteren Verlauf der Geschichte und kann somit als Instanz für das Berichten der unmittelbaren Geschehnisse während des Brandes gelten.
3. Die Sprachvariation eröffnet in Form des Wechsels zwischen zwei Sprachtypen neue Themen und kann somit als Referenz auf neue Handlungsabläufe gesehen werden.
4. Die Dialektvariante wirkt dabei ironisch und provozierend im Hinblick auf den historischen Kontext und eröffnet eigene Themen wie die oben erwähnte „Sensationsgier“ der schaulustigen Personen *i siech gern Feuer*.
5. Die Sprachvariation indiziert Zuschreibungen zur sozialen Schicht, wobei jede Sprachform spezifische Assoziationen hervorrufen kann. So repräsentieren die verschiedenen Sprachformen auch unterschiedliche Identitäten. Die Standardsprache

könnte dabei zum Beispiel als Sprache eines/er Journalisten/in verstanden werden, welcher/e sich beim Datum des Brandes geirrt hat „sechszwanzig war es“, während der Dialekt beispielsweise die Sprache der „Unterschicht“ symbolisiert. Auch „formelles“ / „öffentliches“ versus privates Sprechen wird dabei indiziert.

4.3.1.2 Erzeugte Kontextualisierungen

Aus den bisher genannten einschlägigen Aspekten der Textstelle 1 lassen sich Kontextualisierungen erschließen, die im Gegensatz zu den thematischen Schemata auch Beziehungsaspekte erzeugen. Die Textstelle setzt ein gemeinsames historisches Hintergrundwissen voraus, welches mit dem Geschehen in Verbindung steht. Durch die Sprachvariation werden unterschiedliche Identitäten markiert. Somit werden möglichst alle Rezipienten/innen in das Ereignis des Brandes miteingebunden.

Die Standardsprache wird unmarkiert „berichtend“ und somit der Situation angemessen verwendet. Gleichzeitig werden auch die höheren sozialen Schichten damit angesprochen. So verweist die Sprachvariation einerseits auf die Teilnahme aller Sozial- und Sprachgruppen während der Geschehnisse des Brandes und andererseits auch auf die Betroffenheit aller sozialen Schichten in der Nachkriegszeit.

Die standardsprachliche Kennzeichnung des falschen Datums „sechszwanzig war es“ verweist auf ein noch nicht aufgearbeitetes historisches Ereignis durch die höhere soziale Schicht, die sich nicht (mehr) genau daran „erinnert“, während die dialektale oder umgangssprachliche Form „siebenundzwanzig wars“ diejenigen repräsentieren soll, die sich aktiv an dem Geschehen beteiligt haben, nämlich vorwiegend die Arbeiter.

Auf der Beziehungsebene kann vermutet werden, dass sich die Rezipienten/innen des Stückes von ihren durch die Sprachvariation zugewiesenen Rollen und Identitäten distanzieren haben, was vor allem auch der Protest nach der Uraufführung des „Herrn Karl“ deutlich zeigt. (Vgl. Kapitel 2.4.2) Weitere Rollenzuschreibungen fußen auf der moralischen Haltung innerhalb der österreichischen Gesellschaft mittels provozierender Verwendung des Dialektes.

Durch die Verwendung des Dialektes in „i waaß ja net genau, was los war“ kann trotz der Ich-Bezogenheit eine gesamtgesellschaftliche Rollenzuschreibung erfolgen. Das „Ich“ in dieser Äußerung betrifft trotz sprachlicher Zuordnung zur unteren sozialen Schicht in Wien, dennoch eine kollektive österreichische Identität. Die Äußerung „Mir san alle hing´rennt und ham g´schant“ verweist deutlich auf das kollektive „Wir“ und somit auf eine gesamtgesellschaftliche Beteiligung am Geschehen, von dem sich die Betroffenen in der österreichischen Gesellschaft zu distanzieren versuchten.

Auch die moralische Haltung bei Unfällen wird mittels dialektalem Sprachgebrauch reflektiert. Einerseits wird verwiesen auf „de Leit“ und andererseits werden „de Leit“ in Verbindung mit einem gewissermaßen authentischen Satz >> Heerst, da pickt ana, da liegt ana ... <<, gebracht.

Die gesamte (Wiener) Bevölkerung wird als unmoralisch, schaulustig und egoistisch skizziert. Die entsprechenden Kontextualisierungshinweise werden so eingesetzt, dass sich die Rezipienten/innen nicht mit diesen Handlungsabläufen identifizieren können oder wollen und eine Distanz zu der ihnen zugeschriebenen Rolle einnehmen. In Zusammenhang mit dem historischen Hintergrundwissen wird vermutlich dennoch ein Schuldgefühl innerhalb der Bevölkerung erzeugt, welche die Rollenzuschreibungen annehmen muss, wenn sie anstrebt, sich mit der Zuschreibung zu den verschiedenen Identitäten auseinanderzusetzen, um diese zu durchbrechen.

4.3.1.3 Bezug zum historischen Kontext

Die Textstelle 1 nimmt besonders Bezug auf ein historisches Geschehen und setzt somit historisches Wissen rund um das Ereignis voraus. Auch Kontextualisierungen, die dadurch entstehen, basieren auf einer Zeichenrelation. So können verschiedene Äußerungen als Mittel zur Herstellung thematischer Schemata verstanden werden.

Die Äußerung „Und da sans also marschier“ eröffnet vor allem zwei Schemata, die im Bezug zum historischen Kontext interpretiert werden können. Dabei stellt sich die Frage, wer mit dieser Äußerung gemeint ist. Unter Berücksichtigung des historischen Wissens kann Bezug genommen werden auf die protestierenden Arbeiter oder auf die einschreitende Polizei. (Vgl. Kapitel 2.3.1.1) Angesichts der dialektalen Formulierung und der

damit einhergehenden Assoziierung mit der unteren sozialen arbeitenden Schicht könnte sogar angenommen werden, dass die Schuld für das Geschehen der Polizei und der Heimwehr durch das „Marschieren“ angelastet wird.

Die Äußerung „I hab des gern, wann so de Leit ummanandastehn...“ indiziert in der gleichen Zeichenrelation die passive Beteiligung am Geschehen vonseiten derjenigen, die den Brand durch „Sensationsgier“ verfolgt und nichts unternommen haben. (Vgl. Kapitel 2.3.1.1) So erschließen sich drei große Referenzen und die daraus resultierenden thematischen Schemata in dieser Textstelle, nämlich die Sensationsgier der Schaulustigen, die Brandbekämpfung durch die Feuerwehr sowie das Marschieren der Polizei bzw. auch der Demonstranten/innen, welche vor allem durch historische Quellenmaterialien folgenderweise belegt werden können.

1. Sensationsgier der Schaulustigen:

Dieses Schema wird im Text hergestellt durch Referenzen wie „I hab des gern, wann so de Leit ummanandastehn ...“ oder „Mir san alle hing’reennt und ham g’schaut ... i siech gern Feuer“ oder durch folgende Passage „i waaß ja net genau, was los war ... es war jedenfalls a Feuer ... a Mordsfeuer war ... a schöner Brand ...“

Das Herumstehen der Leute kann vor allem durch Bildmaterialien belegt werden. (s. Bild 1 im Anhang) Man sieht dabei, wie vermutlich sozial höhergestellte Personen das Feuer aus nächster Nähe betrachten. Auch der Historiker Gerhard Botz hat darauf schon hingewiesen und in seinem Artikel auch Bilder hinzugefügt. (s. Bildanhang bei Botz 2016: 189)

Auch die Hinweise mittels lexikalischer Variation auf Basis der Lexeme *Brand*, *Mordsfeuer* und *schöner Brand*, welche alle auf das *Feuer* Bezug nehmen, können in Beziehung zu bestimmten Quellen gesetzt werden, nämlich den Zeitungsberichten aus dieser Zeit. Die Berichte enthalten ähnliche Formulierungen, wie zum Beispiel „Der Justizpalast in Flammen“ (Kleine Volkszeitung 1927: 2). Ein Unterkapitel eines weiteren Artikels in der Zeitung „Der Tag“ wurde mit dem Wort „Feuer“ betitelt (Der Tag 1927: 3) und in der

Zeitung „Die Stunde“ kann man lesen „Der Justizpalast wird in Brand gesteckt.“ (Die Stunde 1927: 2)

So können die Formulierungen des Herrn Karl assoziativ mit Schlagzeilen verbunden werden, da die Begriffe standardsprachlich wie in den Zeitungen geäußert werden und sich von den dialektalen Äußerungen abgrenzen. So schafft der Herr Karl gewissermaßen eigene Schlagzeilen („schöner Brand“ oder „Mordsfeuer“), welche als Beleg gelten können für eine Sensation und vor allem für die Sensationsgier der schaulustigen Personen.

2. Brandbekämpfung durch die Feuerwehr:

Der Einsatz der Feuerwehr bzw. auch der Polizei wird durch den nonverbalen Kontextualisierungshinweis <<tatü>> indiziert. Diese onomatopoetische Äußerung gilt dabei als Referenz für die Brandbekämpfung, da sie vor allem in Beziehung zu dem Feuer („i siech gern Feuer“) gestellt wird. Für den Einsatz der Feuerwehr gibt es Bilder (s. Bild 2 im Anhang) und nebenbei sind darauf auch noch Menschen zu erkennen, die den Einsatz der Feuerwehr beobachten. (s. Bild 1 im Anhang)

3. Marsch der Demonstranten/innen bzw. der Polizei:

Die Äußerung des Herrn Karl „Und da sans also marschier“ wurde oben bereits besprochen. Es ergeben sich dadurch zwei Möglichkeiten, wer mit dem Marschieren gemeint sein kann, nämlich einerseits die Polizei oder Wachleute bzw. andererseits die Demonstranten/innen. Dafür finden sich im Anhang zwei Bilder, die dies belegen. (s. Bild 3 und Bild 4 im Anhang)

Somit kann also gesagt werden, dass das historische Hintergrundwissen der Rezipienten/innen gegeben sein muss, um die erzeugten Kontextualisierungen einordnen zu können. Das Stück wurde aber gerade für die Nachkriegszeit geschrieben und konfrontierte dadurch viele Menschen, die sich durch die Äußerungen des Herrn Karl mit Sicherheit betroffen gefühlt haben bzw. am historischen Geschehen selbst beteiligt gewesen waren. (Vgl. das Kapitel zur Rezeptionsgeschichte)

4.3.1.4 Ergebnisse

Für die Textstelle 1 können nun noch einmal die Ergebnisse bezüglich der Kontextualisierungshinweise und den daraus abgeleiteten Schemata, der Funktionen der Sprachvariation, dem sozialen Kontext sowie der historischen Belege punktuell dargestellt werden.

1. Bezüglich der Kontextualisierungshinweise und Schemata

Die Hinweise stehen in Zeichenrelationen und können somit als Referenz für ein thematisches Schema gedeutet werden. Aus den ausgewählten Hinweisen wie Sprachvariation, lexikalische Variation und Formulierungen sowie nonverbale Signale wurden die Kontextualisierungen erschlossen und gedeutet. Daraus ergaben sich besonders drei thematische Schemata, nämlich die Sensationsgier der schaulustigen Personen, die Brandbekämpfung durch die Feuerwehr sowie der Marsch der Demonstranten/innen bzw. der Polizei, die alle im Bezug zum historischen Kontext gesetzt wurden.

2. Bezüglich der Funktionen der Sprachvariation

Durch die Sprachvariation können Zuschreibungen zur sozialen Schicht assoziiert werden, welche auf der Beziehungsebene verschiedene Identitäten und Rollen reproduzieren können, von denen sich die österreichische Nachkriegsgesellschaft zu distanzieren versuchte. Somit hat die Sprachvariation eine sozialsymbolische Funktion.

3. Bezüglich des Dialektes

Der dialektale Gebrauch der Sprache hat in dieser Textstelle eine ironische und provokative Funktion, welche mit der (Wiener) Bevölkerung in Verbindung gebracht wird. Der Dialektsprecher erinnert an die kollektive Mitverantwortung an dem Geschehen.

4. Bezüglich der Standardsprache

Die Standardsprache gilt einerseits als Erzählinstanz, welche neue große Themen einleitet und andererseits indiziert sie eine Sprachverwendung der sozial höhergestellten Personen.

Dadurch eröffnet sie einen neuen thematischen Zugang, bei dem auch Personen aus einer höheren sozialen Schicht eine Mitschuld an den historischen Geschehnissen zugeschrieben wird.

5. Bezüglich des sozialen Kontextes

Der soziale Kontext wird auf der Beziehungsebene durch Rollenzuschreibungen der Sprachvariation interpretierbar. Vorwiegend durch die dialektale Sprachverwendung wird eine stereotypisierende Zuordnung gemacht, indem der Dialekt die typischen Wiener/innen bzw. auch Österreicher/innen repräsentieren soll. Aufgrund dieser Basis wird die moralische Haltung in Wien und Österreich im Ganzen thematisiert.

6. Bezüglich des historischen Kontextes

Im Hinblick auf den historischen Kontext und die Voraussetzung eines historischen Hintergrundwissens wurden die erzeugten Kontextualisierungen vor allem durch Quellenmaterialien wie Bilder und Zeitungsberichte belegt.

4.3.2 Textstelle 2 / Kontextualisierungshinweise und mögliche Schemata

De Dreißigerjahr? Da war i sehr oft arbeitslos. Hackenstad. War immer dazwischen arbeitslos. Ein Leben, junger Mensch! Dazwischen arbeitslos, dazwischen hab i was g'habt, arbeitslos ... was g'habt ... oft meine Posten g'wechselt. I war unbeständig ... i war ein Falter. [...] Na – im Vieradreißigerjahr ... wissen S' eh, wia des war. Naa, Se wissens net. Se san ja z'jung. Aber Se brauchens aa net wissen ... Das sind Dinge, da wolln ma net dran rührn, da erinnert man sich nicht gern daran ... niemand in Österreich ... Später bin i demonstrieren gangen für de Schwarzen ... für de Heimwehr ... net? Hab i fünf Schilling kriagt ... Dann bin i ummi zum ... zu de Nazi ... da hab i aa fünf Schilling kriagt ... naja, Österreich war immer unpolitisch ... i maan, mir san ja kaane politischen Menschen ... aber das Geld is z'sammkumma, net? (Merz / Qualtinger 1962: 14)

Auch in dieser Textstelle stehen die Kontextualisierungshinweise in Zeichenrelationen. Die Sprachvariation kommt dabei deutlicher zum Einsatz als in der ersten Textstelle. Außerdem variiert die Sprache zwischen Standardsprache und Dialekt auch innerhalb eines Satzes, wie zum Beispiel: „Aber Se brauchens aa net wissen ... Das sind Dinge, da wolln ma net dran rührn, da erinnert man sich nicht gern daran ... niemand in Österreich.“

Wenn man nun wie bei der ersten Textstelle besprochen, den Dialekt als stereotype Kontextualisierung des typisch wienerischen bzw. auch österreichischen Menschen definiert, lassen sich einige thematischen Schemata ableiten. Ebenso können auf der Beziehungsebene Kontextualisierungen erfolgen.

Durch die Sprachvariation erfolgen wieder verschiedene Zuschreibungen zur sozialen Schicht. Die Standardsprache tritt nicht mehr nur als eigentliche Erzählinstanz auf, sondern unterstreicht und verdeutlicht damit verschiedene spezifisch thematische Aspekte wie „arbeitslos“ und „Ein Leben, junger Mensch!“ Der Dialekt wird als Form des Erzählens und zur Konversation mit einem/er vermeintlich anderen Gesprächsteilnehmer/in eingesetzt.

Die Sprachvariation steht dabei in Korrelation mit nonverbalen Merkmalen. Die ausgehende Frage, die eigentlich keinen vollständigen Interrogativsatz bildet, wird durch das Fragezeichen angedeutet und ist ein Indiz für einen/e weiteren/e Kommunikationsteilnehmer/in. Die Frage „De Dreißgerjahr?“ kann dabei als Referenz gesehen werden, von der ausgehend eine andere Frage formuliert worden sein muss. „De Dreißgerjahr?“ weist auf eine Wiederholung einer vollständigen Frage hin, welche durch einen/er anderen Sprecher/in getätigt wurde. Dieser/e andere Sprecher/in ist der „junge Mensch“, welcher ebenso als Referenz gesehen werden muss, von der ausgehend sich einige weitere thematische Schemata durch Assoziationen ableiten lassen.

Der „junge Mensch“ kann beispielsweise als Rezipient/in, als Wiener/in, als Zuschauer/in oder als junge Nachkriegsgeneration gedeutet werden. Bei all diesen assoziierten Schemata setzt der Sprecher gerade durch die Bezeichnung „junger Mensch“ kein gemeinsames historisches Hintergrundwissen voraus. Auch die Aussage „se san ja z'jung“ kann als Zeichen für das fehlende einschlägige Wissen aus gesamtgesellschaftlicher Perspektive interpretiert werden.

Die Sprache variiert dabei situationsbezogen, um gewisse Hinweise zu sozialen Kategorien zu konstituieren. In Verbindung mit der lexikalischen Variation *arbeitslos* und *hackenstad* verdeutlicht die Sprachvariation noch einmal entsprechende soziale Bedeutungen. So kann *arbeitslos* als Merkmal für die gesamte Öffentlichkeit gesehen werden, während *hackenstad* gruppenspezifisch eingesetzt wird.

Die Pausen haben in dieser Textstelle mehrere Funktionen. Sie weisen einerseits auf einen Themenwechsel bzw. Themenbruch hin: „da erinnert man sich nicht gern daran ... niemand in Österreich ... Später bin i demonstrieren gangen.“ Die letzte Pause indiziert einen Themenwechsel beziehungsweise Themenbruch, indem angenommen werden kann, dass die vorhergehende Äußerung noch nicht abgeschlossen wurde und dennoch mit einem neuen Thema begonnen wird. Dass sich niemand erinnert in Österreich, dies ist noch nicht abgeschlossen, und die Pause verweist auf ein gesamtgesellschaftliches Problem mit der Auseinandersetzung der Vergangenheit.

Nach der Pause wird das Thema allerdings für beendet erklärt und weiter aus dem Alltag in den 1930er Jahren erzählt. Somit indiziert die Pause das Schweigen in der österreichischen Gesellschaft und steht damit im Zusammenhang mit der Vergangenheitsbewältigung in Österreich.

Andererseits weisen die Pausen auf einen Sprachwechsel hin „Aber Se brauchens aa net wissen ... Das sind Dinge, da wolln ma net dran rührn, da erinnert man sich nicht gern daran ... niemand in Österreich ...“ und können ebenso als Zeichen für einen Situationswechsel gedeutet werden. Bis zur ersten Pause befindet sich der Sprecher noch in direkter Konversation mit dem „jungen Menschen“. Die Pause macht auf einen Wechsel aufmerksam und nach dieser Pause wird die Standardsprache für eine formellere Situation gebraucht.

Andere nonverbale Signale, wie beispielsweise die Fragezeichen, eröffnen weitere Kontextualisierungen „Später bin i demonstrieren gangen für de Schwarzen ...für de Heimwehr ... net?“ und auch „aber das Geld is z’sammkumma, net?“ Die Satzzeichen verweisen auf einen Fragesatz. Die Frage impliziert eine Referenz für die direkte Anteilnahme der zuhörenden Menschen an dem erzählten Geschehen. Der Dialekt hat dabei auch die Funktion einer markierten Sprache, insofern er in gewisser Weise nicht situationsangemessen verwendet wird.

Mit dem Dialekt wird stereotypisierend immer (auch) eine Sprache der unteren sozialen Schicht und somit eine für die Öffentlichkeit nicht tauglichen Sprachverwendung assoziiert. So kann daraus gedeutet werden, dass der Dialekt in dieser Textstelle eine provozierende und ironische Funktion hat, indem er als öffentliche Sprachverwendung auf moralische Einstellungen der Österreicher/innen aufmerksam macht und somit ins kollektive

Bewusstsein der Menschen dringt. Die Dialektvariante indiziert also die Fragestellung „aber das Geld is z’sammkumma, net?“, welche im Bewusstsein der Österreicher/innen, unter der Voraussetzung eines kollektiven Hintergrundwissens, mit „ja“ beantwortet werden kann. So referiert der dialektale Sprachgebrauch in dieser Textstelle auf ein Schema, welches mit den Begriffen „Mitläufertum“ oder „Verschlagenheit“ in der österreichischen Bevölkerung zusammengefasst werden kann.

4.3.2.1 Funktionen der Sprachvariation

Die Sprachvariation in der Textstelle 2 hat folgende Funktionen:

1. Die Sprachvariation kann in dieser Textstelle genauso wie in der ersten Textstelle als Kontextualisierungshinweis verstanden werden, der vorwiegend thematische Schemata indiziert.
2. Die Sprachvariation wird dabei situationsbezogen eingesetzt und verweist auf soziale Kategorien wie beispielsweise gruppenspezifische Merkmale einer Sprachgruppe. Die Standardsprache weist auf öffentlich tabuisierte Diskurse hin, wie zum Beispiel die Erinnerung an eine historische Vergangenheit, und wird dabei markiert, also der Situation entsprechend unangemessen eingesetzt, da die thematischen Schemata, die aus dieser Sprachverwendung resultieren, aus der Perspektive der Nachkriegsgesellschaft nicht für die Öffentlichkeit gedacht sind.
3. Die Standardsprache unterstreicht dabei den Grundkonsens des Verdrängens und Ausblendens der österreichischen Nachkriegsgesellschaft, indem einzelne Äußerungen wie „niemand in Österreich“ hervorgehoben und durch Pausen abgegrenzt werden.
4. Die Dialektvariante wird ebenso z.T. markiert eingesetzt, indem öffentlich tabuisierte Themen ironisch / sarkastisch besprochen werden.
5. Die Sprachvariation erscheint für diese Textstelle allgemein als Indiz für unangemessenes Sprechen, da beide Varietäten ihre konventionelle Funktion in der Gesellschaft

„verdrehen“. Die Sprache der Öffentlichkeit (Standardvarietät) spricht somit Themen an, die als nicht öffentlich angesehen werden, während der Dialekt (gruppenspezifische Sprache) auf öffentliche Themen verweist.

6. Der Dialekt hat außerdem in Korrelation mit den nonverbalen Hinweisen wie Pausen und Intonation eine schemaeröffnende Funktion, indem auf ein noch nicht existierendes Schema Bezug genommen wird, wie zum Beispiel „De Dreißgerjahr?“ oder „Na – im Vieradreißgerjahr ...“. Die Pause oder das Fragezeichen verstärken dabei die Äußerungen, indem sie Assoziationen anregen. Die Rezipienten/innen stellen dann eine Verbindung zwischen den geäußerten Jahreszahlen und ihrem Hintergrundwissen her. „De Dreißgerjahr“ gelten dann als Referenz für das Schema „Arbeitslosigkeit.“ Das „Vieradreißgerjahr“ referiert auf den Austrofaschismus oder auf den österreichischen Bürgerkrieg.

4.3.2.2 Erzeugte Kontextualisierungen

Die erzeugten Kontextualisierungen beruhen auf den durch die Hinweise abgeleiteten Schemata wie kollektives Bewusstsein, Verdrängung, Mitläufertum, Verschlagenheit usw. der österreichischen Gesellschaft. Auf der Beziehungsebene werden diese Schemata durch Rollenzuschreibungen mithilfe der Sprachvariation kontextualisiert.

Der Sprecher steht während der gesamten Textstelle in einer direkten Beziehung zu den Rezipienten/innen, welche in einem „jungen Menschen“ personifiziert werden. Diese Rollenzuschreibung hat womöglich die Absicht ein gesamtgesellschaftliches Phänomen der Vergangenheitsverdrängung auf das fehlende Hintergrundwissen der jungen Generation abzuwälzen.

Durch die Kontextualisierungshinweise werden Rollenzuschreibungen deutlich. Die Passage „Naa, Se wissens net. Se san ja z’jung“ kann mit den Begriffen „Unerfahrenheit“ und „Ahnungslosigkeit“ im Bezug zum historischen Hintergrundwissen kontextualisiert werden, welche direkt im Bezug zur gesellschaftlichen Verdrängung in Österreich stehen. Die Bevölkerung wird daher als „unschuldig“ dargestellt.

Die junge Nachkriegsgeneration wächst erst nach dem Krieg auf und hat somit keinen Bezug zur Vergangenheit. Sie gilt also wörtlich als „ahnungslos“, auf ihre Fragen an die ältere Generation gibt es keine Antworten.

Andere Rollenzuschreibungen finden sich durch die ständig wechselnden Positionen zwischen Heimwehr und „Nazis“ bzw. zwischen arbeitend und arbeitslos. Diese wechselnden Positionen können vor allem durch die abgeleiteten Schemata wie „Mitläufertum“ und „Verschlagenheit“ kontextualisiert und der österreichischen Bevölkerung zugeschrieben werden.

Es entsteht dann buchstäblich eine Kontextualisierung wie: „Die Österreicher/innen sind Mitläufer/innen und verschlagen“ oder: „Die Österreicher/innen bilden sich keine eigene Meinung, sondern handeln unmoralisch, zwecks eigenem Wohlergehen.“ Diese Kontextualisierungen bilden somit Identitäten, mit denen sich die österreichische Nachkriegsgesellschaft natürlich nicht identifizieren will. Deshalb haben die Rollenzuschreibungen vermutlich die Funktion eines Beziehungsabbruches und stellen somit eine Distanz der Autoren des Textes zu den Rezipienten/innen her, um den gesellschaftlichen Konsens des Verdrängens und Ausblendens der Vergangenheit aufzubrechen und zu durchleuchten.

4.3.2.3 Bezug zum historischen Kontext

Zu Beginn der Textstelle wird auf die 1930er Jahre verwiesen, was bestimmte Assoziationen intendiert. Danach wird auf die Arbeitslosigkeit eingegangen und im Bezug dazu der Positionswechsel zwischen Heimwehr und Nationalsozialisten als Mittel der Geldbeschaffung skizziert. Tatsächlich bestanden die Heimwehrverbände vermehrt aus arbeitslosen Personen, die bezahlt worden sind. (Vgl. Wenninger 2004: 24)

Dennoch ist die Beteiligung an der damit einhergehenden Gewalt eine moralische Frage, die „Der Herr Karl“ durch die erzeugten Kontextualisierungen wie oben beschrieben kritisch hinterfragt.

Die Textstelle stellt ebenso einen konkreten Bezug zum historischen Prozess der Vergangenheitsbewältigung her, in dem Österreich versucht hat, sich der Verantwortung zu entziehen. (Vgl. Kapitel 2.3.4) Der historische Kontext ist dabei besonders wichtig, um die

Kontextualisierungen und die ironischen sowie provokativen Funktionen dieses Stückes nachvollziehen zu können.

Das Jahr 1934 wird in der Textstelle zwar genannt, aber nicht weiter auf die dazu in Bezug stehenden Geschehnisse eingegangen. Diese Auslassung kann als weiterer Hinweis für die gesellschaftliche Ausblendung der Vergangenheit gedeutet werden.

Das Jahr 1934 verweist dabei auf zwei Zäsuren in der österreichischen Geschichte. Einerseits kann auf die Etablierung einer autoritären Verfassung am 1. Mai 1934 hingewiesen werden und andererseits auf den Aufstand des 12. Februars 1934 und dem folgenden Bürgerkrieg in Österreich. (Vgl. Kapitel 2.3.1.2) Die Verordnung über die autoritäre Verfassung kann durch das Bundesgesetzblatt vom 30. April 1934 nachgewiesen werden. (ALEX (ÖNB) 1934: 437)

Für die Auseinandersetzung mit dem österreichischen Bürgerkrieg kann vor allem auf die österreichische Mediathek verwiesen werden, welche durch verschiedene Audiomaterialien die österreichische Geschichte deutlich und nachvollziehbar skizziert (s. Österreichische Mediathek).

So besteht in der untersuchten Textpassage ein eindeutiger Zugang zum historischen Kontext, welcher nicht nur die 1930er Jahre reflektiert, sondern ebenso in einen Kontext der Erinnerungskultur in der Nachkriegsgesellschaft eingebettet wird.

4.3.2.4 Ergebnisse

Die Resultate, die sich aus der Analyse der Textstelle 2 durch die Korrelation der Kontextualisierungshinweise und der indizierten Schemata, der Funktionsweise der Sprachvariation sowie den Bezügen zum historischen und sozialen Kontext ergeben, können folgenderweise zusammengefasst werden.

1. Bezüglich der Hinweise und Schemata

Auf Basis der Zeichenrelationen wurden thematische Schemata abgeleitet und können kontextualisiert werden mit der kollektiven Verdrängung und Ausblendung der Vergangenheit durch die österreichische Gesellschaft, dem Mitläufertum und der Verschlagenheit der Österreicher/innen sowie dem kollektiven Schweigen.

2. Bezüglich der Funktionen der Sprachvariation

Die Sprachvariation wird gemäß der Situation kontrastiv eingesetzt und erzielt dadurch bei den Rezipienten/innen eine polemische Wirkung. Im Hinblick auf den situativen Gebrauch verweist die Sprachvariation auf soziale Kategorien wie beispielsweise gruppenspezifische Merkmale. Sie stellt dadurch unterschiedliche Identitäten her, von denen sich die Nachkriegsgesellschaft distanziert.

3. Bezüglich des sozialen Kontextes

Auf der Beziehungsebene werden Schemata indiziert, welche die „Ahnungslosigkeit“ und „Gewissenlosigkeit“ in Bezug zum historischen Hintergrundwissen in der österreichischen Bevölkerung zum Ausdruck bringen. Durch Rollenzuschreibungen mithilfe der Kontextualisierungshinweise wird die Distanz zur österreichischen Bevölkerung signalisiert. Die Österreicher/innen distanzieren sich von den ihnen auf diese Weise zugeschriebenen Identitäten.

4. Bezüglich des historischen Kontextes

Im Bezug zum historischen Kontext wurden die in der Textstelle behandelten historischen Ereignisse mithilfe von Quellen belegt, um dadurch eine Verbindung zwischen den realen Ereignissen und den Kontextualisierungen im Text zu verdeutlichen.

4.3.3 Textstelle 3 / Kontextualisierungshinweise und mögliche Schemata

Und dann is eh der Hilter kumma ... Naja – des war eine Begeisterung ... ein Jubel, wie man sie sich überhaupt nicht vorstellen kann – nach diesen furchtbaren Jahren ... die traurigen Jahre ... Endlich amal hat der Wiener a Freid g’habt ... a Hetz ... ma hat was g’segn, net? Des kennen S’ Ihna gar net vurstelln ... Wann san Se geboren? Achtadreißg? Naja, also, mir san alle ... i waaß no ... am Ring und am Heldenplatz g’standen ... unübersehbar warn mir ... man hat gefühlt, ma is unter sich ... es war wia bein Heirigen ... es war wia a riesiger Heiriger ...! Aber feierlich. Ein Taumel. *Er lacht* Na, drum san se ja achtadreißg geborn ... De Deutschen san einmarschiert ... de Polizei is g’standen mit de ... also mit de Hakenkreizbinden ... es war furchtbar ... das Verbrechen, wie man diese gutgläubigen Menschen in die Irre geführt hat ... (Merz / Qualtinger 1962: 18–19)

Die Sprachvariation korreliert in dieser Textstelle noch deutlicher mit den lexikalischen und nonverbalen Hinweisen als in den bisher besprochenen Textstellen. Die wenigen standardsprachlichen Aussagen stehen hier deutlich im Kontrast mit der dialektalen Sprachverwendung. Der Dialekt steht direkt im Zusammenhang mit der lexikalischen Variation „Endlich amal hat der Wiener a Freid g’habt.. a Hetz.“ Die Bezeichnungen für ‘Freude’ im Dialekt *Freid* und die *Hetz* deuten auf unterschiedliche Handlungsmuster hin.

Die *Freid* lässt ein Schema vermuten, welches sich einfach als ‘Freude’ ableiten lässt. Die *Hetz* hingegen deutet auf ein wichtiges Handlungsmuster hin, nämlich die Lust am Jagen und in weiterer Folge auf die Lust am Demütigen usw. (Vgl. Kapitel 2.3.1.3) Dieses Schema weist somit auf die Mittäterschaft der Österreicher/innen am Verbrechen des Nationalsozialismus hin und nimmt direkten Bezug auf den sogenannten „Opfermythos“ (vgl. Kapitel 2.3.4.1).

Im Hinblick auf die Sprachvariation wird deutlich, dass Standardsprache und Dialekt in zwei unterschiedlichen Situationen zur Anwendung kommen. Der erste dialektale Satz „Und dann is eh der Hitler kumma“ eröffnet ein Thema und verweist auf zukünftige Handlungsabläufe. Daraus entsteht durch das „eh“ eine Verdeutlichung und Vorausdeutung, dass die Zeiten (zum Beispiel Arbeitslosigkeit in den 1930er Jahren und Wirtschaftskrise) aus österreichischer Sicht nun endlich durch einen „starken Mann“ besser werden sollen. Dies wird durch einen vor der Pause angedeuteten situativen Wechsel „... ein Jubel, wie man sie sich überhaupt nicht vorstellen kann – nach diesen furchtbaren Jahren ... die traurigen Jahre“ und durch die Standardsprache bestärkt.

Die „traurigen Jahre“ verweisen auf weitere Schemata wie die Jahre der Trauer durch Arbeitslosigkeit und Verunsicherung und die Vorausdeutung, dass alles besser wird, sowie auch aus der Perspektive der Zeit der Nachkriegsgesellschaft, dass viele Österreicher/innen doch gar nicht so abgeneigt gegenüber dem NS-Regime waren. Des Weiteren ist diese Phrase stark ironisch / sarkastisch aufgeladen.

Der Wechsel zwischen Dialekt und Standardsprache indiziert dabei zwei verschiedene soziale Bedeutungen. Einerseits wird mit der Sprache der Öffentlichkeit (Standardsprache) die allgemeine „Begeisterung“ und der „Jubel“ ausgedrückt. Dies steht ganz unter dem Aspekt des „Opfermythos.“

Andererseits wird durch den Dialekt ein gruppenspezifischer Sprachtyp markiert, der besonders den/die Wiener/in als Täter/in identifiziert. „Endlich amal hat der Wiener a Freid g’habt.“ Die Freude des „Anschlusses“ an Hitlerdeutschland ist dabei ein Indiz für die Falsifizierung des Opfermythos. Im Zusammenhang mit den Pausen verweist die Sprachvariation aber auf noch einen wesentlichen Aspekt. Im letzten Absatz der Textstelle wird der Wechsel zwischen Dialekt und Standardsprache am deutlichsten ausgeführt. „De Deutschen san einmarschiert ... de Polizei is g’sanden mit de ... also mit de Hakenkreizbinden ... es war furchtbar ... das Verbrechen, wie man diese gutgläubigen Menschen in die Irre geführt hat ...“

Hier wird auch das erste Mal wortwörtlich auf das „Verbrechen“ hingewiesen. Die Pausen in dieser Textstelle verweisen auf einen Themenbruch, indem nach den Pausen das Thema nicht weitergeführt wird. Ein Kontextwechsel wird dadurch indiziert, da fast jede Äußerung zwischen den Pausen für sich stehen kann. „Die deutschen san einmarschiert“ ist ein Thema, während nach der Pause „de Polizei is g’sanden mit de... also mit de Hakenkreizbinden“ ein weiteres Thema eröffnet wird. Die folgende Pause indiziert einen Wechsel zur Standardsprache „es war furchtbar.“

Die Sprachvariation kann also immer als Hinweis gesehen werden, welcher durch die zwei sich wechselnden Sprachtypen unterschiedliche Schemata erzeugt. Der Dialekt wird als Sprache der Wiener/innen gekennzeichnet. Die dialektalen Äußerungen erzeugen somit das Schema „Wien“ und verstärken dadurch die Kritik an den Verbrechen der Wiener/innen.

Die Standardsprache allerdings verweist im letzten Absatz auf eine Bewertung des Verbrechens „es war furchtbar“ und steht im Kontrast zu den anderen Äußerungen dieser Textstelle. So kann diese Aussage als ironisches / sarkastisches Zeichen für ein schlechtes Gewissen in der österreichischen Gesellschaft gedeutet werden, welches aber im Kontext des Opfermythos untergegangen ist.

In dieser Textstelle ist außerdem der Kontextualisierungshinweis „Er lacht“ in Verbindung mit der Äußerung „Na, drum san se ja achtadreißg geboren ...“ hervorzuheben. Das ist als ironischer Hinweis auf eine hohe Geburtenrate in Österreich infolge des „Anschluss“-Taumels zu interpretieren.

Ebenso hervorzuheben ist im Zusammenhang mit der Begeisterung beim Einmarsch der Nationalsozialisten die Äußerung „man hat gefühlt, ma is unter sich ... es war wia bein Heirigen ... es war wia a riesiger Heiriger ...! Aber feierlich. Ein Taumel.“

Der Heurige als typisch wienerische / österreichische Lokalität und traditionelles Symbol kann dabei als Referenz gedeutet werden für die Schemata Gemütlichkeit, Feierlichkeit, Ausklang usw., und wird mit dem Hinweis des Ausrufezeichens verstärkt „es war wia a riesiger Heiriger ...!“ Der Heurige ist somit ein typisch österreichisches Symbol, welches in dieser Textstelle mit der stimmungsvollen Erwartung Österreichs in Bezug auf das NS-Regime in Verbindung steht.

Mithilfe der Fragezeichen und der damit indizierten Fragestellungen „Wann san Se geboren? Achtadreißg?“ kann außerdem erneut interpretiert werden, dass auf die Nachkriegsgeneration referiert wird.

4.3.3.1 Funktionen der Sprachvariation

1. Die Sprachvariation kann in dieser Textstelle genauso wie in den ersten beiden Textstellen als Kontextualisierungshinweis verstanden werden, der vorwiegend thematische Schemata indiziert.
2. Die Sprachvariation wird dabei erneut situationsbezogen eingesetzt und verweist auf einen situativen Wechsel zwischen Öffentlichkeit und gruppenspezifischen Situationen. Die Standardsprache weist auf öffentlich zugängliche Örtlichkeiten hin, wie „am

Ring und am Heldenplatz“, welche im kollektiven Bewusstsein der Bevölkerung Österreichs tief verankert sind.

3. Die Standardsprache übernimmt vor allem die Funktion einer gesellschaftlichen Instanz, welche auch als „schlechtes Gewissen“ der Österreicher/innen interpretiert werden kann.
4. Die standardsprachlichen Äußerungen können ebenso als Instanz einer Perspektive von außen betrachtet werden. „Es war furchtbar...das Verbrechen“, kann als Veranschaulichung einer äußeren Perspektive betrachtet werden, indem eine Mitschuld an dem Verbrechen durch die Passivität der Betrachtung und damit einhergehenden Tatenlosigkeit hinsichtlich der Ereignisse indiziert wird. Der äußere Beobachter schaut dem Verbrechen zu und unternimmt nichts.
5. Die Standardsprache hebt dabei besonders die Verdrängungsaspekte hervor, die in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft vorhanden waren. Durch Hinweise wie: „wie man diese gutgläubigen Menschen in die Irre geführt hat ...“ wird beispielsweise auf den österreichischen Opfermythos angespielt.
6. Der Dialekt hat wiederum eine selbstironische Funktion, indem er den Jubel und die Begeisterung für das NS-Regime durch österreichische Identitätsmerkmale wie *Heuriger* und *Hetz* hervorhebt und mit dem typisch wienerischen Handlungsmustern des/der Täters/in in Verbindung setzt.
7. Die Sprachvariation hat allgemein die Funktion, Zuschreibungen zu bestimmten Handlungsmustern herzustellen, um auf bestimmte Aspekte in der Gesellschaft der österreichischen Nachkriegszeit aufmerksam zu machen.
8. Auf diese Weise hat die Sprachvariation eine sozialsymbolische Funktion.

4.3.3.2 Erzeugte Kontextualisierungen

Die durch die Kontextualisierungshinweise abgeleiteten Schemata wie Demütigung, Jagdgesellschaft, Mittäterschaft, Begeisterung und Jubel, Gemütlichkeit, Ausklang, Feierlichkeit und Ahnungslosigkeit erzeugen unterschiedliche Kontextualisierungen und können im Hinblick auf die Beziehungsebene interpretiert werden.

Alle abgeleiteten Schemata können als Rollenzuschreibungen gedeutet werden. Die österreichische Gesellschaft wird im Kontext des Opfermythos als Mittäter/in entlarvt. Die Mittäterschaft wird in Bezug zu anderen Schemata gesetzt und eröffnet dadurch weitere Kontextualisierungen.

Der Sprecher entpuppt sich als „typischer Wiener“, der an den Verbrechen der Nationalsozialisten beteiligt war und überträgt die Handlungsabläufe auf die österreichische Gesellschaft als Ganzes. Auf Basis der stereotypen schichtspezifischen Zuordnung und Rollenzuschreibung, welche der Sprachwechsel indiziert, wird genauso wie in den anderen Textstellen eine ironische Distanz erzeugt.

Die Frage der Moral wird thematisiert und kontextualisiert, indem typisch österreichische Identitätsmerkmale wie der Heurige als Stimmungssymbol für den Einmarsch der deutschen Truppen kontextualisiert werden. So wird der Gesellschaft eine Mittäterschaft durch Begeisterung zugeschrieben, die durch den Opfermythos ausgeblendet wurde. Das Jahr 1938 wird als „schöne Zeit“ gedeutet und damit ironisch dargestellt. Dies erzeugt einen Witz, mit dem sich Österreich nicht identifizieren will. Im Kontext des Opfermythos werden selbstreferentielle Bezüge hergestellt und der gesamten Gesellschaft der Nachkriegszeit zugeschrieben. In dem Satz „Naja, also, mir san alle ... i waaß no ... am Ring und am Heldenplatz g’sanden“ wird durch den Ich-Bezug „i waaß no“ verdeutlicht, dass der Sprecher das nötige historische Hintergrundwissen hat und sich noch genau daran erinnert. Daraus kann also geschlossen werden, dass auch andere Österreicher/innen bzw. Wiener/innen sich noch erinnern können, aber sich vermutlich nicht erinnern wollen. Der Gesellschaft wird aber dadurch eine Opferrolle abgesprochen und durch Rollenzuschreibungen bezüglich der Belustigung, der Freude und dem Spaß am NS-Regime kontextualisiert.

4.3.3.3 Bezug zum historischen Kontext

Der historische Kontext ist in dieser Textstelle von großer Bedeutung, da er aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive dazu beiträgt, Österreich nicht als Opfer zu sehen, sondern mittels Quellenbelege auf die historische Wahrheit hindeutet und durch Interpretationen des Quellenmaterials den Opfermythos eben nur als Mythos begreifen lässt. In Bezug auf die Begeisterung und den Jubel beim Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich können vor allem bildliche Quellen herangezogen werden, welche eine österreichische Opferrolle nicht erkennen lassen.

Auf dem Bild 5 im Anhang lassen sich deutlich zum Hitlergruß erhobene Arme der in einem Autobus stehenden Männer zeigen, wobei der Bus ein Transparent mit der Aufschrift „Die heimgekehrte Ostmark“ aufweist. (s. Bild 5 im Anhang)

Auf dem Bild 6 kann der Einzug der deutschen Truppen bei erhobenen Armen der Menschenmasse in Innsbruck erkannt werden. (Vgl. Bild 6 im Anhang) Auf dem Bild 7 wird Hitler am Heldenplatz durch die ihn umgebende Menschenmenge begrüßt. Im Hintergrund wehen Hakenkreuzfahnen. (Vgl. Bild 7 im Anhang) Schließlich wird auf dem Bild 8 durch eine andere Perspektive das Ausmaß der Zeremonie des Einzuges von Hitler am Heldenplatz deutlich. Zu sehen ist vor allem eine gewaltige Menschenmenge mit erhobenen Händen. (Vgl. Bild 8 im Anhang)

4.3.3.4 Ergebnisse

Im Licht der erwähnten Aspekte zur Textstelle 3 können folgende Ergebnisse zusammengefasst werden.

1. Bezüglich der Kontextualisierungshinweise und Schemata

Durch die Korrelation von Sprachvariation, lexikalischer Variation und nonverbalen Mitteln können Schemata mit Bedeutungen wie Demütigung, „Jagdgesellschaft“, Mittäterschaft, Begeisterung und Jubel, Gemütlichkeit, Ausklang, Feierlichkeit und Ahnungslosigkeit evoziert werden.

2. Bezüglich der Funktionen der Sprachvariation

Durch die Sprachvariation werden situative Wechsel gekennzeichnet, welche zwischen zwei Sprachtypen unterscheiden. Einerseits werden Öffentlichkeitsdiskurse damit gedeutet. Andererseits bezieht sich die Variation auf gruppenspezifische Merkmale und legt somit unterschiedliche Identitäten innerhalb der österreichischen Gesellschaft fest.

3. Bezüglich der erzeugten Kontextualisierungen

Die österreichische Gesellschaft wird vor allem durch Rollenzuschreibungen mithilfe der abgeleiteten Schemata als Menge der Mitläufer/innen, Mittäter/innen oder auch begeisterten Nationalsozialisten gedeutet. Die Opferthese, welche im kollektiven österreichischen Bewusstsein der Nachkriegszeit verankert ist, wird damit in Frage gestellt.

4. Bezüglich des historischen Kontexts

Es konnte mithilfe eindeutiger Bildquellen darauf verwiesen werden, dass eine allgemeine Begeisterung für das NS-Regime im Jahr 1938 in Österreich tatsächlich gegeben war. Damit wurden die im untersuchten Text erzeugten Kontextualisierungen mit Quellenmaterialien belegt, um die Frage der historischen Dimension eines Ereignisses zu beleuchten.

4.3.4. Textstelle 4 / Kontextualisierungshinweise und mögliche Schemata

[...] da war a Jud in Gemeindebau, der Tennenbaum ... sonst a netter Mensch ... da ham's so Sachen gegen de Nazi g'schrieben g'habt auf de Trottoirs ... und der Tennenbaum hat des aufwischen müassn ... net er allani ... de andern Juden aa ... hab i ihm hing'führt, daß ers aufwischt ... und der Hausmaster hat halt zuag'schaut und hat g'lacht ... er war immer bei aner Hetz dabei ... Nachn Kriag dann is er z'ruckkumma, der Tennenbaum. Hab i ihm auf der Straßn troffen, hab i g'sagt: >>Habediehre, Herr Tennenbaum!<< hat er mi net ang'schaut. I grüaß ihn no amal: >>- 'diehre, Herr Tennenbaum ...<< er schaut mi wieder net an. Hab i ma denkt ... na bitte, jetzt is er bees ... Dabei – irgendwer hätt's ja wegwischen müaßn ... i maan, der Hausmaster war ja aa ka Nazi. Er hats halt net selber wegwischen wolln. Alles, was man darüber spricht heute, is ja falsch ... es war eine herrliche, schöne ... ich möchte diese Erinnerung nicht missen ... Dabei hab ich ja gar nichts davon g'habt ... Andere, mein Lieber, de ham si g'sund g'stessn ... Existenzen wurden damals aufgebaut ... G'schäften arisiert, Häuser ... Kinos! I hab nur an Juden g'führt. I war ein Idealist. (Merz / Qualtinger 1962: 19–20)

In dieser Textstelle kann der Wechsel zwischen Standardsprache und Dialekt situativ gedeutet werden. Zunächst wird ein historisches Ereignis durch den Dialekt verdeutlicht. Dabei nimmt der Sprecher die Position des/der Täters/in ein, indem er auf die Demütigungen der Juden und Jüdinnen während des „Anschlusspogroms“ eingeht und sich selbst als Mittäter identifiziert. Die Verwendung des Dialektes verweist dabei wieder auf das gruppenspezifische Merkmal und ordnet dieses einer identifizierbaren kollektiven Mehrheit zu, nämlich den Wienern/innen bzw. den Österreichern/innen.

Die Mittäterschaft wird dabei verharmlost dargestellt und indiziert das Schema: „Es war alles nicht so schlimm“, was unter dem Begriff „Verharmlosung“ oder auch aus Sicht der Täter/innen als „Übertreibung“ zusammengefasst werden könnte. Die Standardsprache verweist im Gegenteil dazu auf eine in der Öffentlichkeit verbreiteten Lüge: „Alles, was man darüber spricht heute, is ja falsch“ und macht auf den allgemeinen Konsens des Ausblendens aufmerksam. Die Pausen weisen auf einen Kontextwechsel hin und eröffnen neue Themen wie: „es war eine herrliche, schöne ... ich möchte diese Erinnerung nicht missen ... Dabei hab ich ja gar nichts davon g'habt ...“

Die erste Äußerung indiziert das Schema der „Beschönigung eines Verbrechens.“ Die Pause signalisiert einen Kontextwechsel bzw. einen Themenbruch, da der Satz nicht zu Ende gesprochen wird, welcher durch die nachfolgende Äußerung ein neues Schema kontextualisiert und damit die kollektive Erinnerung in Österreich in Frage stellt. Die nächste Pause verweist wieder auf einen Themenwechsel und indiziert ein Schema, welches in

Verbindung mit der darauffolgenden Äußerung „Andere, mein Lieber, de ham si g’sund g’sstessen“ unter dem Begriff der „Schulduweisung“ kontextualisiert werden könnte.

Sehr interessant erscheint auch der durch die Pausen erzeugte Kontextwechsel im ersten Satz in dieser Textstelle: „da war a Jud in Gemeindebau, der Tennenbaum ... sonst a netter Mensch.“ Erstere Äußerung kann als Eröffnungssignal für ein neues Thema verstanden werden. Die Pause verweist dann auf ein neues Thema, welches mit dem ersten in Zusammenhang steht. Die Formulierung „sonst a netter Mensch“ indiziert in Verbindung mit „Jud“ ein neues Schema, welches mit dem Begriff „Antisemitismus“ kontextualisiert werden kann. „Sonst a netter Mensch“ bedeutet, dass ein rassistischer Hintergedanke impliziert wird.

Im Hinblick auf die lexikalischen Merkmale, wird wieder das Wort „Hetz“ verwendet und im Zusammenhang mit den Demütigungen der Juden und Jüdinnen als besonders „lustig“ kontextualisiert. Die „Hetz“ kann aber aufgrund der schon erwähnten etymologischen Herkunft auch wörtlich mit „Hetzjagd“ kontextualisiert werden, was wiederum in Bezug zum Ereignis einer historischen Realität entspricht.

Ein anderer Hinweis wird in Form des Lachens des Hausmeisters deutlich „und der Hausmaster hat halt zuag’schaut und hat g’lacht.“ Das Lachen kann eindeutig als Spott gedeutet werden. Die Textpassage: „und der Tennenbaum hat des aufwischen müassn ... net er allani ... de andern Juden aa ... hab i ihm hing’führt, daß ers aufwischt ...“ kann interpretiert werden als Hinweis auf Demütigung und Ausgrenzung einer ganzen Gruppe von Menschen, „net er allani.“

Durch die dialektale Sprachverwendung identifiziert sich der Sprecher außerdem als Stellvertreter einer sozialen Gruppe, welche als Täter/in erkennbar wird „hab i ihm hing’führt, daß ers aufwischt.“ Diese soziale Gruppe repräsentiert den „Wiener Schmä“h. Durch den Dialektsprecher werden somit stereotype Merkmale evoziert, welche den Wienern/innen als Identitätsmerkmal zugeschrieben werden.

Eine sehr interessante Passage im Text, welche sich auf die Nachkriegszeit bezieht, wird auf der Beziehungsebene kontextualisiert: „Hab i ihm auf der Straßen troffen, hab i

g'sagt: >>Habediehre, Herr Tennenbaum!<< hat er mi net ang'schaut. I grüaß ihn no amal: >>- 'diehre, Herr Tennenbaum ...<< er schaut mi wieder net an.“

In der direkten Rede versucht der dialektale Sprecher durch die Begrüßung Interaktionsbereitschaft herzustellen, was aufgrund der Verbindung mit einer verbrecherischen Vergangenheit nicht gelingt. Die Begrüßung wird nicht erwidert. Durch die typisch wienerische Begrüßung „Habediehre“ wird die betroffene Person sofort wieder mit der gemeinsamen Vergangenheit konfrontiert, welche sich in Form von Demütigungen von Juden und Jüdinnen gezeigt hat.

Die beiden Personen weisen dabei nicht dieselbe Identität auf. Der Sprecher wird mit dem/der Täter/in gleichgesetzt, während die Rolle des Opfers der anderen Person zugeschrieben wird. So kann die dialektale Begrüßung als Referenz für die Sprache der Täter/innen interpretiert werden. Dies gilt zumindest für die Verbrechen in Wien.

Mit der darauffolgenden Textpassage „Dabei – irgendwer hätt's ja wegwischen müaßn ... i maan, der Hausmaster war ja aa ka Nazi. Er hats halt net selber wegwischen wolln.“, werden Schemata indiziert, die vermutlich mit der Bezeichnung einer „unvermeidbaren Mittäterschaft“ gedeutet werden können. Das meint hier vor allem jene Argumentation, dass die Österreicher/innen keine Wahl gehabt hätten und sich an den Verbrechen beteiligen mussten, um selbst zu überleben. Diese Sichtweise wird aber durch die Textstelle falsifiziert. Außerdem war diese Form der Demütigung von Juden und Jüdinnen ein ausschließlich österreichisches Phänomen. (Vgl. Kapitel 2.3.1.3) In dieser Textstelle wird außerdem darauf hingewiesen, dass der Hausmeister kein überzeugter Nationalsozialist war, sich aber dennoch an den Demütigungen beteiligt hat.

Dadurch kann zumindest ein weiteres Schema gedeutet werden, welches unter dem Aspekt der „Lust am Verbrechen“ kontextualisiert werden kann.

4.3.4.1 Funktionen der Sprachvariation

1. Die Sprachvariation kann in dieser Textstelle als Kontextualisierungshinweis verstanden werden, welcher nicht nur auf der thematischen Ebene Schemata indiziert, sondern ebenso unter dem Aspekt der Beziehung abgeleitete Schemata kontextualisiert.

2. Die Sprachvariation macht sich in dieser Textstelle nur wenig situativ bemerkbar, da vorwiegend die dialektale Sprechweise eine Verwendung findet.
3. Die Standardsprache übernimmt dennoch eine wichtige Funktion, indem sie die Verharmlosungen im kollektiven Bewusstsein der Österreicher/innen anspricht. Sie ist somit ebenso wie in der Textstelle 3 eine eigene Instanz, welche den Grundkonsens der österreichischen Nachkriegsgesellschaft vertritt.
4. Dem Dialekt kommen in dieser Textstelle zumindest zwei wesentliche Funktionen zu. Einerseits kann dieser durch stereotype Zuweisung als Repräsentant aller Wiener/innen interpretiert werden. Andererseits wird er als Sprache der Täter/innen entlarvt und fungiert somit aus gesamtgesellschaftlicher Perspektive als Instrument für die Herstellung kulturell differenzierter Merkmale.
5. Der Dialekt hat somit auch wie in den anderen Textstellen eine selbstironische, sarkastische und provokative Funktion, indem er Stereotypisierungen erzeugt und auf die gesamte österreichische Gesellschaft überträgt, insbesondere aber den/die typischen/e Wiener/in kennzeichnet.
6. Die Sprachvariation hat in dieser Textstelle allgemein die Funktion, gesellschaftlich festgefahrene Grundmuster im Bezug zur historischen Vergangenheit anzudeuten und diese kritisch zu hinterfragen.
7. So hat die Sprachvariation eine sozialsymbolische Funktion im Hinblick auf Zuschreibungen sozialer Bedeutung auf Basis verschiedener Sprachformen in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft.

4.3.4.2 Erzeugte Kontextualisierungen

Die durch die Kontextualisierungshinweise abgeleiteten Schemata können mit einer großen Menge an Begriffen gedeutet werden, die im Folgenden als Überschriften für die erzeugten Kontextualisierungen verstanden werden können. Diese Begriffe sind: Verharmlosung, Lüge in der Öffentlichkeit, Beschönigung eines Verbrechens,

Schulduzuweisung, Antisemitismus, Belustigung und Spott, unvermeidbare Mittäterschaft und Lust am Verbrechen. Die erzeugten Kontextualisierungen können mithilfe dieser Begriffe interpretiert bzw. kategorisiert werden. Folgende Kontextualisierungen und damit einhergehende zugeschriebene Identitätsmerkmale entstehen dadurch.

Verharmlosung: Es entstehen Kontextualisierungen, welche die Verharmlosung des Verbrechens an Juden und Jüdinnen verdeutlichen und durch Rollenzuschreibungen vorwiegend die Wiener/innen dafür verantwortlich machen. Die Verharmlosung eines Verbrechens macht auf die Haltung der österreichischen Nachkriegsgesellschaft aufmerksam, welche sich vermutlich gar nicht mehr an das Ereignis erinnert bzw. dieses aus dem kollektiven Bewusstsein verdrängt hat. Durch die untersuchte Textstelle jedoch wird der österreichischen Bevölkerung eine Beteiligung an dem Verbrechen und somit eine Täterrolle zugeschrieben, welche sich nicht mit dem Opfermythos verträgt.

Lüge in der Öffentlichkeit: Der österreichischen Bevölkerung wird die Rolle des Lügners zugeschrieben, welcher seine Mittäterschaft abstreitet „Alles, was man darüber spricht heute, ist ja falsch“.

Beschönigung eines Verbrechens: Der österreichischen Nachkriegsgesellschaft wird die Rolle des Heuchlers zugeschrieben, welcher immer nur an sich selbst denkt und auf die Kosten anderer seine Vorteile daraus zieht.

Schulduzuweisung: „Der/die Österreicher/in“ wird gekennzeichnet als typischer Opportunist, der die Schuld bei anderen sucht. Die Abrisierungen und Plünderungen werden dabei anderen Personen in die Schuhe geschoben.

Antisemitismus: Ebenso wird der österreichischen Gesellschaft die Rolle des typischen Judenhassers zugewiesen, welche in der Öffentlichkeit durch den Opfermythos negiert wird.

Belustigung und Spott: Die österreichische Bevölkerung wird als sarkastisch charakterisiert, indem sie durch Spott und Belustigung eine Personengruppe, nämlich die jüdischen Mitbürger/innen gedemütigt hat.

Unvermeidbare Mittäterschaft: Die Österreicher/innen werden als Volk von Mitläufern/innen beschrieben, indem sie sich mithilfe des Argumentes der Hilflosigkeit der Verantwortung für ein Verbrechen entziehen.

Lust am Verbrechen: Schließlich wird die österreichische Bevölkerung als eindeutig schuldig identifiziert, was sich durch die Lust am Plündern und durch die Lust am Demütigen im Bezug auch zum historischen Kontext erschließen lässt. Somit wird Österreich nicht mehr als Opfer identifiziert, sondern als sich bewusst am nationalsozialistischen Verbrechen beteiligter/e Täter/in entlarvt.

4.3.4.3 Bezug zum historischen Kontext

Im Bezug zum historischen Kontext kann noch einmal darauf hingewiesen werden, dass die sogenannten „Reibpartien“ im Zuge der antisemitischen Ausschreitungen des „Anschlusspogroms“ ausschließlich auf österreichischem Gebiet nachgewiesen wurden. (Vgl. Kapitel 2.3.1.3) Anhand von Bildmaterialien können die öffentlichen Demütigungen eindeutig dokumentiert werden.

Im Bild 9 erkennt man einen Buben, der gezwungen wird, das Wort „Jud“ an die Hausmauer zu schreiben. (Vgl. Bild 9 Im Anhang)

Auf dem Bild 10 werden die Demütigungen sogenannter „Reibpartien“ deutlich. Ein Mann mit Hakenkreuzbinde erhebt sich gegenüber der zur Schau gestellten jüdischen Bevölkerung. Im Hintergrund sieht man eine Menschenmenge, die dieser Demütigung sichtlich nicht abgeneigt ist und das Geschehen genau beobachtet. Es lässt sich daraus deuten, dass die Zuseher/innen diese „Reibpartien“ als unterhaltsam empfanden. (Vgl. Bild 10 im Anhang)

Auf den Bildern 11 und 12 erkennt man deutlich die lachende und pöbelnde Menschenmenge im Hintergrund des verbrecherischen Geschehens. Aus der Masse dieser Menschen treten vereinzelt erhobene Hände für den „Hitlergruß“ hervor. (Vgl. Bild 11 und Bild 12 im Anhang)

So kann doch deutlich darauf hingewiesen werden, dass die kontextualisierten Zuschreibungen hinsichtlich der Österreicher/innen, welche durch den „Herrn Karl“ als Heuchler/innen und Mittäter/innen bezeichnet werden, zumindest für das Jahr 1938 zutreffen.

4.3.4.4 Ergebnisse

Aus der Untersuchung der Textstelle 4 können folgende Resultate zusammengefasst werden:

1. Bezüglich der Kontextualisierungshinweise und Schemata

Durch die Korrelation der ausgewählten Kontextualisierungshinweise wurden in dieser Textstelle nicht nur neue thematische Übergänge eröffnet, sondern ebenso Beziehungsaspekte kontextualisiert, die in Form von zwei gruppenspezifischen Zuschreibungen ersichtlich wurden. Einerseits konnte durch entsprechende Hinweise die Sprache der Täter/innen kontextualisiert werden. Andererseits wurde dadurch die Distanzierung zwischen den Tätern/innen und Opfern angedeutet.

2. Bezüglich der Funktionen der Sprachvariation

Die Sprachvariation wird nur in wenigen Stellen als Kontextualisierungshinweis eingesetzt. Der Dialekt kommt dabei am deutlichsten zum Einsatz. Die Standardsprache hat die Funktion einer gesellschaftlichen Instanz, welche unter anderem als sprachlicher Repräsentant der österreichischen Nachkriegsgesellschaft als Ganzes fungiert. Der Dialekt wird als Sprache der Täter/innen und als Medium für den „typisch wienerischen“ Sarkasmus eingesetzt. Dabei hat der Dialekt auch eine provokative Funktion, indem er unter der Berücksichtigung stereotyper Zuordnungen als Symbol für die Wiener/innen gelten kann.

3. Bezüglich der erzeugten Kontextualisierungen

Die Kontextualisierungen ergeben sich mittels Rollenzuschreibungen. Dabei wurde gezeigt, dass verschiedene Eigenschaften durch Assoziationen und Hinweise ausgemacht werden können, welche im Hinblick auf die österreichische Mentalität interpretiert wurden. Den Österreichern/innen werden unter anderem die Rollen als Täter/innen, Mitläufer/innen und Judenhasser zugeschrieben.

4. Bezüglich des historischen Kontextes

Die in der Textstelle thematisierten Demütigungen der jüdischen Bevölkerung, wurden historisch mithilfe von Bildern belegt. Dieses verbrecherische Ereignis wird in der Textstelle nicht als „Anschlusspogrom“ oder „Reibpartien“ bezeichnet. Dennoch wird durch das Zusammenwirken der unterschiedlichen Kontextualisierungshinweise dieses Ereignis kontextualisiert und auf den historischen Kontext aufmerksam gemacht. Dadurch zeigt sich deutlich, dass ein historisches Hintergrundwissen für das Verständnis der Textstelle notwendig ist. Das historische Wissen wird somit vorausgesetzt.

4.3.5 Zusammenfassung der Ergebnisse

Die Kontextualisierungshinweise aller Textstellen stehen in spezifischen Zeichenrelationen und können somit als Referenzen für thematische Schemata gedeutet werden. Aus den ausgewählten Hinweisen wie Sprachvariation, lexikalische Variation, Formulierungen sowie nonverbale Signale wurden die Kontextualisierungen erschlossen und interpretiert. Die entsprechenden Schemata bzw. Kontextualisierungen können wie folgt aufgezählt werden.

Zur Textstelle 1:

Die Sensationsgier der schaulustigen Personen, die Brandbekämpfung durch die Feuerwehr sowie der Marsch der Demonstranten/innen bzw. der Polizei.

Zur Textstelle 2:

Verdrängung und Ausblendung, das Mitläufertum, Verschlagenheit und das kollektive Schweigen.

Zur Textstelle 3:

Demütigung, Jagdgesellschaft, Mittäterschaft, Begeisterung und Jubel, Gemütlichkeit, Ausklang, Feierlichkeit und Ahnungslosigkeit.

Zur Textstelle 4:

Verharmlosung, Lüge in der Öffentlichkeit, Beschönigung eines Verbrechens, Schuldzuweisung, Antisemitismus, Belustigung und Spott, unvermeidbare Mittäterschaft und Lust am Verbrechen.

Alle genannten Schemata evozieren eine Bedeutung im Hinblick auf die historische Auseinandersetzung mit der österreichischen Geschichte und verweisen auf den Kontext der Nachkriegsgesellschaft, in der sich Österreich als Opfer des Nationalsozialismus sah.

Stereotype Zuordnungen hinsichtlich der Wiener/innen sowie der Österreicher/innen als Nation erfolgen vor allem auf Basis der dialektalen Sprachverwendung.

Die Sprachvariation hat dabei unterschiedliche Funktionen, um auf Basis von Code-Switching Zuschreibungen zur sozialen Schicht bzw. Gruppenbildung vorzunehmen. Andere Funktionen lassen sich als sozialsymbolisch klassifizieren.

Bezüglich des historischen Kontextes lässt sich festhalten, dass mithilfe der Quellenmaterialien wie Bilder oder Gesetztestexte eine direkte Verbindung zwischen dem Stück „Der Herr Karl“ und der historischen Wirklichkeit hergestellt werden konnte. Alle Kontextualisierungen basieren auf Rollenzuschreibungen in Bezug auf die österreichische Gesellschaft zwischen historischen Fakten und deren Verdrängung. Das Ein-Personen-Stück kann zum Schluss auch noch als gesamtes Werk kontextualisiert werden, indem den Österreichern/innen, insbesondere aber den Wienern/innen, die Rolle einer Person, nämlich des Herrn Karl, zugeschrieben wird.

5. Conclusio

In der vorliegenden Arbeit wurde die Variation der deutschen Sprache unter funktionalen Aspekten im Hinblick auf die soziale Bedeutung im Ein-Personen-Stück „Der Herr Karl“ untersucht. Dabei wurde die Kontextualisierungstheorie nach Auer auf den Text angewandt, um daraus Kontextualisierungen zu erschließen.

Unter der Berücksichtigung einer sozialhistorischen Auseinandersetzung mit der österreichischen Geschichte wurden die im Text erzeugten Kontextualisierungen in Bezug gesetzt zum historischen Kontext. Mittels bildlicher Quellen konnten die Kontextualisierungen deutlich identifiziert werden.

Im Hinblick auf den historischen Kontext der Nachkriegszeit in Österreich wurden unterschiedliche thematische Bezüge deutlich, welche durch die Kontextualisierungshinweise indiziert werden. Die Schemata, die sich unter Berücksichtigung der Theorie nach Auer durch die Korrelation der einschlägigen Hinweise ergaben, wurden stichwortartig zusammengefasst. Die Schemata konnten vorwiegend auf der thematischen und der Beziehungsebene ausfindig gemacht werden und wurden in weiterer Folge anhand von Rollenzuschreibungen konkretisiert.

Die ausgewählten Kontextualisierungshinweise wie Sprachvariation, lexikalische Variation und andere Merkmale nonverbaler Art wurden als Referenz angesehen, um daraus Schemata abzuleiten. So basiert die Kontextualisierung in allen untersuchten Textstellen auf der Zeichenrelation zwischen Referenz (= Hinweis) und Schema (assoziierte Handlung).

Die Funktionen der Sprachvariation werden im sozialen Kontext sichtbar und stellen eine wesentliche Bedeutung für stereotypisierende Zuschreibungen und den situativen Wechsel dar. Die Sprachvariation kann dabei u.a. zwischen dialektal gruppenspezifisch und standardsprachlich öffentlich differenziert werden.

In Bezug auf den historischen Kontext konnte deutlich gemacht werden, dass die durch Rollenzuschreibungen charakterisierten Kontextualisierungen im Hinblick auf die historische Auseinandersetzung mit der Nachkriegsgesellschaft sich vor allem aus den Handlungsabläufen einer verharmlosenden, hetzenden, verschlagenen und auch heuchlerischen Person heraus ergeben, welche auf die österreichische Gesellschaft übertragen

werden. Im sozialen Kontext distanziert sich die Gesellschaft dann von diesen Handlungsmustern.

Abschließend kann gesagt werden, dass das gesamte Werk von Qualtinger und Merz im Kontext einer verblendeten Gesellschaft steht, welche sich einer typischen Opferrolle verschrieben hat. Die Kontextualisierungen mithilfe der Hinweise, allen voran der Sprachvariation, die sich durch den situativen Wechsel auszeichnet und soziale Merkmale indiziert, zeigen aber deutlich, dass die Täter/innen des Nationalsozialismus auch oder vielleicht vorwiegend in Österreich beheimatet waren und im kollektiven Bewusstsein einer ganzen Nation eine Opferrolle eingenommen wurde. Der „Herr Karl“ kann somit auch als notwendiges Mittel gedeutet werden, um gesellschaftlich legitimierte, aber moralisch nicht vertretbare Ansichten wie die des Opfermythos in Österreich aufzubrechen.

6. Bibliografie

Literatur und Quellen (gedruckt)

Androsch, Hannes (2003): Warum Österreich so ist, wie es ist. eine Synthese aus Widersprüchen, 2. Auflage. Wien: Kremier & Scheriau.

Auer, Peter (1986): Kontextualisierung. In: Studium Linguistik 21: 22–47.

Auer, Peter / Di Luzio, Aldo (1991): The contextualization of language. Amsterdam / Philadelphia: J. Benjamins.

Barbour, Stephen (1998): Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Berlin / New York: de Gruyter.

BMUKK (Hg.) (2009): Österreichisches Wörterbuch, 41. Auflage. Wien: ÖBV.

Bößhenz, Katja V. (2011): Die sozialsymbolisierende Funktion der Dialekt-Standard-Variation. Mannheim: IDS.

Botz, Gerhard (2016): Ungerechtigkeit, die Demonstranten, Zufall und die Polizei: der 15. Juli 1927. Bildanalysen zu einem Wendepunkt in der Geschichte Österreichs. In: Historical Social Research, Supplement 28: 160–190.

Brix, Emil (1998): Widersprüche und Wandlungen im Österreichbewusstsein der Zweiten Republik. In: Kriechbaumer, Robert (Hg.): Österreichische Nationalgeschichte nach 1945. Die Spiegel der Erinnerung: Die Sicht von innen (Bd.1). Wien / Köln / Weimar: Böhlau: 449–466.

Bruckmüller, Ernst (1998): Die Entwicklung des Österreichbewußtseins. In: Kriechbaumer, Robert (Hg.): Österreichische Nationalgeschichte nach 1945. Die Spiegel der Erinnerung: Die Sicht von innen (Bd.1). Wien / Köln / Weimar: Böhlau: 369–396.

De Cillia, Rudolf (2000): Die Bedeutung von Sprache und Kultur für die diskursive Konstruktion österreichischer Identitäten. In: Stubkjaer, Flemming Talbo (Hg.): Österreich. Kultur und Identität - heute und vor 100 Jahren. Odense: Odense University Press: 63–83.

- Der Tag (1927): Der Justizpalast in Flammen Nr. 1660 / 6. Jahrgang: 1–8.
- Die Stunde (1927): Die düstersten Tage der Republik. Brand und Blut auf dem Ring des 15. Juli Nr. 1305 / 5. Jahrgang: 1-10.
- Dittmar, Norbert (1997): Grundlagen der Soziolinguistik. Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben. Tübingen: Niemeyer (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 57).
- Eigner, Peter (1999): Österreichische Wirtschafts- und Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. 175 Jahre Wiener Städtische Versicherung. Wien: Brandstätter.
- Emmerich, Klaus (2006): Zum Beispiel Österreich. Kulturmacht, Wirtschaftskraft, Identität. Wien [u.a.]: Böhlau.
- Ergert, Viktor (1977): 50 Jahre Rundfunk in Österreich (Bd. 3). Salzburg: Residenz.
- Fink, Iris (2003): Das „namenlose Ensemble. Qualtinger und das Kabarett der fünfziger Jahre“. In: Klaffenböck, Arnold [u.a.] (Hg.): Quasie ein Genie. Helmut Qualtinger (1928–1986). Wien: Museen der Stadt Wien / Sessler / Deuticke: 42–51.
- Glauninger, Manfred (2012): Stigma als Strategie. Zum „Dialekt“-Gebrauch im Wiener Deutsch. In: Kanz, Ulrich / Kilgert-Bartonek, Nadine / Schießl, Ludwig (Hg.): Die Heimat auf der Zunge tragen. Mundart als Sprachschatz. Regensburg: vulpes: 89–101.
- Gleitsmann, Sylvia (1987): Carl Merz (Bd. 1). Dissertation an der Universität Wien.
- Grell, Heinz (1977): Der Österreich-Anschluss 1938. Zeitgeschichte im Bild. Leoni am Starnberger See: Druffel.
- Grüner, Sigmar / Hornung, Maria (2002): Wörterbuch der Wiener Mundart, 2. Auflage. Wien: öbv & hpt.
- Hartig, Matthias (1998): Soziolinguistik des Deutschen, 2. Auflage. Berlin: Weidler (Germanistische Lehrbuchsammlung 16).
- Hofmann, Gerhard (1976): Das politische Kabarett als geschichtliche Quelle. Frankfurt am Main: Haag und Herchen.
- Horowitz, Michael (1996): Helmut Qualtinger. Wien: Pichler.

J. Hecht Dieter / Lappin, Eleonore / Raggam-Blesch, Michaela (2017): Topographie der Shoah. Jüdische Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien, 3. Auflage. Wien: Mandelbaum.

Kehlmann, Michael / Biron, Georg (1995): Der Qualtinger. Ein Porträt. St. Andrä Wörtern: Hannibal.

Klaffenböck, Arnold [u.a.] (Hg.) (2003a): Quasie ein Genie. Helmut Qualtinger (1928–1986). Wien: Museen der Stadt Wien / Sessler / Deuticke.

Klaffenböck, Arnold (2003b): Helmut Qualtinger. Textanalytische Untersuchungen zum schriftstellerischen Werk von 1945 bis 1970. Wien: Praesens.

Kleine Volkszeitung (1927): Der Justizpalast in Flammen. Blutige Kämpfe vor der Brandstiftung Nr. 194 / 73. Jahrgang: 1–12.

Kos, Wolfgang (2003): Der „Herr Karl“ als Teil der österreichischen Folklore? Ein Gespräch zwischen Sigfrid Löffler, Ernst Hanisch und Heinz Steinert. In: Klaffenböck, Arnold [u.a.] (Hg.): Quasie ein Genie. Helmut Qualtinger (1928–1986). Wien: Museen der Stadt Wien / Sessler / Deuticke: 94–100.

Krangler, Sabine (2006): Helmut Qualtinger oder: die Demaskierung einer Volksseele. Eine Abhandlung des Werks „Herr Karl“ zum politischen und gesellschaftlichen Zeitgeschehen und dessen Medienecho. Diplomarbeit an der Universität Wien.

Kriechbaumer, Robert (Hg.) (1998): Österreichische Nationalgeschichte nach 1945. Die Spiegel der Erinnerung: Die Sicht von innen (Bd.1). Wien / Köln / Weimar: Böhlau.

Kropf, Thomas (1986): Kommunikative Funktionen des Dialektes im Unterricht. Theorie und Praxis in der deutschen Schweiz. Berlin: de Gruyter (Germanistische Linguistik 67).

Kubacek, Andreas (1989): Der Herr Karl. eine sprachliche Untersuchung. Diplomarbeit an der Universität Wien.

Kühn Volker (2003): Quasi Karl Jedermann. Der Herr Karl - ein starkes Stück, das seinesgleichen sucht. In: Krenn, Günter (Hg.): Helmut Qualtinger. Die Arbeiten für Film und Fernsehen. Wien: Film Archiv Austria: 95–105.

Linke, Angelika / Nussbaumer, Markus / Portmann, Paul R. (2004): Studienbuch Linguistik, 5. Auflage. Tübingen: Niemeyer.

Löffler, Heinrich (2010): Germanistische Soziolinguistik, 4. Auflage. Berlin: Schmidt (Grundlagen der Germanistik 28).

Manoschek, Walter (1996): Verschmähte Erbschaft. Österreichs Umgang mit dem Nationalsozialismus 1945 bis 1955. In: Sieder, Reinhard / Steinert, Heinz / Tálos, Emmerich (Hg.): Österreich 1945–1995. Gesellschaft, Politik, Kultur, 2. Auflage. Wien: Gesellschaftskritik: 94–106.

Manoschek, Walter / Tálos, Emmerich (2014): Zum Konstituierungsprozeß des Austrofaschismus. In: Neugebauer, Wolfgang / Tálos, Emmerich (Hg.): Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur 1933–1938 (Bd.1). 7.Auflage. Wien: LIT: 6–23.

Mayer, Verena (1994): Arm an Mitteln, reich an Kultur. Österreichbewußtsein zwischen unbewältigter NS-Vergangenheit und Kulturgroßmachtanspruch. In: Maske und Kothurn 40 / 2: 51–66.

Mayr, Max (1980): Das Wienerische. Art und Redensart. Wien / München: Amalthea.

Merz, Carl / Qualtinger Helmut (1962): Der Herr Karl. München: Langen Müller.

Molden, Fritz (1986): Die Österreicher oder die Macht der Geschichte. München: Langen Müller.

Moosmüller, Sylvia (1987): Soziophonologische Variation im Gegenwärtigen Wiener Deutsch. eine empirische Untersuchung. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik: 56).

Müll, Elfriede (1988): Österreich, Kultur und Gesellschaft. 1945 - 1955 - 2000. Wien: Bundespressedienst.

Öller, Wilfried (1994): -l und -erl. Zwei Wiener Diminutive im semantischen und pragmatischen Vergleich. Diplomarbeit an der Universität Wien.

Pfabigan, Alfred (2002): Orgien im Gemeindebau. Der Herr Karl als Zeitgenosse. In: Gerald Stieg / Benay Jeanne (Hg.): Österreich (1945–2000). Das Land der Satire. Wien [u.a.]: Lang: 57–80.

Prokopp, Johanna (2017): Sprachbasierte Indexikalität und ihre Funktion in Wiener Kabarett-Texten der 1950er und 1960er Jahre. Eine soziolinguistische Analyse. Diplomarbeit an der Universität Wien.

Rabenstein-Michel, Ingeborg (2003): Im Magazin der Erinnerung. Der „Herr Karl“- Eine Figur aus Sprache. In: Klaffenböck, Arnold [u.a.] (Hg.): Quasie ein Genie. Helmut Qualtinger (1928–1986). Wien: Museen der Stadt Wien / Sessler / Deuticke: 86–93.

Rehberger, Astrid (1998): Literatur und Vergangenheitsbewältigung. Kritik an der Vergangenheitsbewältigung in ausgewählten Werken der österreichischen Literatur der sechziger Jahre. Literatur als Quelle der Geschichtsschreibung? Diplomarbeit an der Universität Wien.

Safrian, Hans / Witek, Hans (2008): Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien. Wien: Picus.

Sahlinger, Max (2002): Helmut Qualtingers Kleinbürgerfiguren unter besonderer Berücksichtigung der Gemeinschaftsarbeiten mit Carl Merz. Diplomarbeit an der Universität Wien.

Schrott, Michael (2003): Der Herr Max, der „Gutruf“ und der Herr Jaschabek. Die realen Vorbilder für den „Herrn Karl“. In: Klaffenböck, Arnold [u.a.] (Hg.): Quasie ein Genie. Helmut Qualtinger (1928–1986). Wien: Museen der Stadt Wien / Sessler / Deuticke: 80–85.

Silverstein, Michael (2003): Indexical order and the dialectics of sociolinguistic life. In: *Language & Communication* 23: 193–229.

Søren, Kjörup (2009): Semiotik. Paderborn: Fink (UTB).

Sturm, Margit / Hornung, Ela (1996): Stadtleben. Alltag in Wien 1945–1955. In: Sieder, Reinhard / Steinert, Heinz / Tálos, Emmerich (Hg.): Österreich 1945–1995. Gesellschaft, Politik, Kultur, 2. Auflage. Wien: Gesellschaftskritik: 54–67.

Teibenbacher, Peter (1996): Die Ausformung der österreichischen Identität während kritischer, zeithistorischer Ereignisse 1945–1996. In: Haller, Max (Hg.): Identität und Nationalstolz der Österreicher. gesellschaftliche Ursachen und Funktionen, Herausbildung und Transformation seit 1945, internationaler Vergleich. Wien / Köln / Weimar: Böhlau: 209–270.

Turner, Erika (2000): Nationale Identität und Geschlecht in Österreich nach 1945. Innsbruck / Wien / München: Studien.

Trinkler, Reinhard / Qualtinger Christian (2014): Der Herr Karl. das Comicbuch. Wien: Amalthea.

Vocelka, Karl (2009): Geschichte Österreichs. Kultur-Gesellschaft-Politik, 5. Auflage. München: Heyne.

Wehle, Peter (2012): Sprechen sie Wienerisch? Von Adaxl bis Zwutschkerl. Wien: Ueberreuter.

Weissensteiner, Friedrich (1990): Der ungeliebte Staat. Österreich zwischen 1918 und 1938. Wien: ÖBV.

Weiß-Gänger, Anita (1988): Kleine Verwandlungen. die Sprach- und Körpermasken des Herrn Karl. Dissertation an der Universität Wien.

Wendt, Gunna (1999): Helmut Qualtinger. Ein Leben. Wien [u.a.]: Deuticke.

Wiesinger, Peter (1988): Die Deutsche Sprache in Österreich. Eine Einführung. In: Wiesinger, Peter (Hg.): Das Österreichische Deutsch. Wien / Köln / Graz: Böhlau: 9–30.

Wiesinger, Peter (2000): Nation und Sprache in Österreich. In: Gardt, Andreas (Hg.): Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Berlin / New York: de Gruyter: 525–562.

Literatur und Quellen (online)

ALEX (ÖNB) (1934): Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich vom 30.04.1934: <http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=bgb&datum=19340004&seite=00000437> (letzter Zugriff am 25.01.2020).

Austria Forum (2013): Die programmatischen Leitsätze der ÖVP (1945): https://austria-forum.org/af/AEIOU/Österreichische_Volkspartei%2C_ÖVP/Programmatische_Leitsätze_1945 (letzter Zugriff am 05.01.2020).

Biron, Georg (2011): Vom Herrn Karl... Vor 50 Jahren empörte Helmut Qualtinger mit dem Monolog eines Opportunisten die Nation: <https://www.zeit.de/2011/46/A-Herr-Karl/komplettansicht> (letzter Zugriff am 10.01.2020).

Der Standard online (2000): Wenn das kein Rückschritt ist: <https://www.derstandard.at/story/392772/wenn-das-kein-rueckschritt-ist> (letzter Zugriff am 10.01.2020).

Duden-Online: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Heuriger> (letzter Zugriff am 20.01.2020).

Duden-Online: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Hetz> (letzter Zugriff am 20.01.2020).

Duden-Online: <https://www.duden.de/rechtschreibung/hackenstad> (letzter Zugriff am 20.01.2020).

Duden-Online: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Haberer> (letzter Zugriff am 20.01.2020).

Nussmayr, Katrin (2015): Puppentheater: Wir Herren Karl: <https://www.die-presse.com/4630399/puppentheater-wir-herren-karl> (letzter Zugriff am 10.01.2020).

ORF-Online (2017): Wenn aus dem Karli der Herr Karl wird: <https://wien.orf.at/v2/news/stories/2876177/> (letzter Zugriff am 10.01.2020).

Österreichische Mediathek: Die akustische Chronik des 20. Jahrhunderts. Eine Onlineausstellung der österreichischen Mediathek 1934: <https://www.mediathek.at/akustische-chronik/1919-1938/1934/> (letzter Zugriff am 26.01.2020).

Österreichisches Kabarettarchiv (ÖKA) (2019): Carl Merz. Schriftsteller, Schauspieler, Kabarettist, Kabarett-Autor: <https://www.kabarettarchiv.at/Biografie-Carl-Merz> (letzter Zugriff am 12.11.2019).

Qualtinger, Helmut (1991): Der Herr Karl. TV-Aufzeichnung: <https://www.youtube.com/watch?v=1N4p1qXFUTI> (letzter Zugriff am 10.01.2020).

Veigl, Hans (1994): Merz, Carl. Neue Deutsche Biographie 17: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz62154.html> (letzter Zugriff am 03.01.2020).

Wenninger, Florian (2004): Die Geschichte des Faschismus in Österreich: https://rotbewegt.at/files/pdf/austrofasch_klein.pdf (letzter Zugriff am 06.01.2020).

Wiener Zeitung-Online (2010): Tachinierer im grellen Licht: https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/buehne/48692_Tachinierer-im-grellen-Licht.html (letzter Zugriff am 10.01.2020).

7. Anhang

Zur Textstelle 1: Justizpalastbrand



Bild 1: Feuerwehr vor dem brennenden Gebäude. Davor vermutlich sozial höhergestellte Zuseher/innen. Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB)



Bild 2: Am Beginn der Unruhen behinderten die Demonstranten den Einsatz der Feuerwehr. Am Kandelaber hängen Uniformstücke von Polizisten, die von Demonstranten angegriffen worden waren. Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB)



Bild 3: Protestierende Arbeiter auf dem Weg zum Justizpalast. Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB)



Bild 4: Beginn der Demonstration vor dem Justizpalast und die erste Reiterattacke. Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB)

Zur Textstelle 3: Der „Anschluss“ Österreichs



Bild 5: „Anschluss“ Österreichs an Deutschland. Offener Autobus mit stehenden Männern, die die Arme zum Hitlergruß erhoben haben. Transparent auf dem Auto „Die heimgekehrte Ostmark“. Spalier mit Kindern, Hakenkreuzfahne, Hitlergruß. März 1938. Bildarchiv der österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB)



Bild 6: Einzug von Panzertruppen der Deutschen Wehrmacht in Innsbruck. 13.03.1938. Bildarchiv der österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB)



Bild 7: Hitler in Wien. Hitler am Heldenplatz. 15.03.1938. Bildarchiv der österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB)



Bild 8: „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich 1938. Hitler stehend im Wagen, am Heldenplatz eintreffend, Seyss-Inquart sitzend, Menschenansammlung am Heldenplatz, Hakenkreuze, Gesamtblick von oben. 15.03.1938. Bildarchiv der österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB)

Zur Textstelle 4: Antisemitische Ausschreitungen im Jahr 1938



Bild 9: Antisemitische Ausschreitungen Wien 1938. Bub schreibt „Jud“ an die Wand. März 1938. Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB)



Bild 10: Antisemitische Ausschreitungen Wien 1938. Leopoldstadt. März 1938. Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB)



Bild 11: Antisemitische Ausschreitungen Wien 1938. Leopoldstadt. März 1938. Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB)



Bild 12: Antisemitische Ausschreitungen Wien 1938. Leopoldstadt. März 1938. Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB)

8. Abstract

Diese Arbeit untersucht die funktionale Dimension der Variation der deutschen Sprache im Ein-Personen-Stück „Der Herr Karl“ unter besonderer Berücksichtigung des sozial-historischen Kontextes auf Basis der soziolinguistischen Kontextualisierungstheorie nach Gumperz und Auer.

Dies erfolgt mithilfe ausgewählter Kontextualisierungshinweise. Es sind drei Gruppen von entsprechenden Hinweisen im Text ausgewählt worden, die Variation in Bezug auf „Dialekt“ und Standardsprache, die lexikalische Variation und nonverbale Signale wie Pausen. Die daraus resultierenden Kontextualisierungen werden unter Berücksichtigung des historischen Kontextes gedeutet.

In Bezug zum historischen Kontext der Nachkriegszeit in Österreich werden unterschiedliche thematische Bezüge herausgestrichen, welche aus den Kontextualisierungshinweisen resultieren. Unter der Betrachtung der Korrelation aller Hinweise im Text werden abgeleitete Handlungsabläufe skizziert und die dadurch hervorgerufenen Assoziationen gedeutet. Die Kontextualisierungen erfolgen hauptsächlich infolge thematisch indizierter Schemata und gruppenspezifischer Rollenzuschreibungen aufgrund des situativen Code-Switching im Rahmen der Sprachvariation.

Die Funktionen der Sprachvariation werden dabei im sozialen Kontext sichtbar und stellen einen wesentlichen Aspekt stereotypisierender Zuschreibungen dar.

In Bezug zum historischen Kontext lässt sich interpretieren, dass die durch Rollenzuschreibungen erzeugten Kontextualisierungen im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit der österreichischen Geschichte sich vor allem aus den Handlungsabläufen der Verharmlosung, Hetze, Verschlagenheit und Heuchelei ergeben.